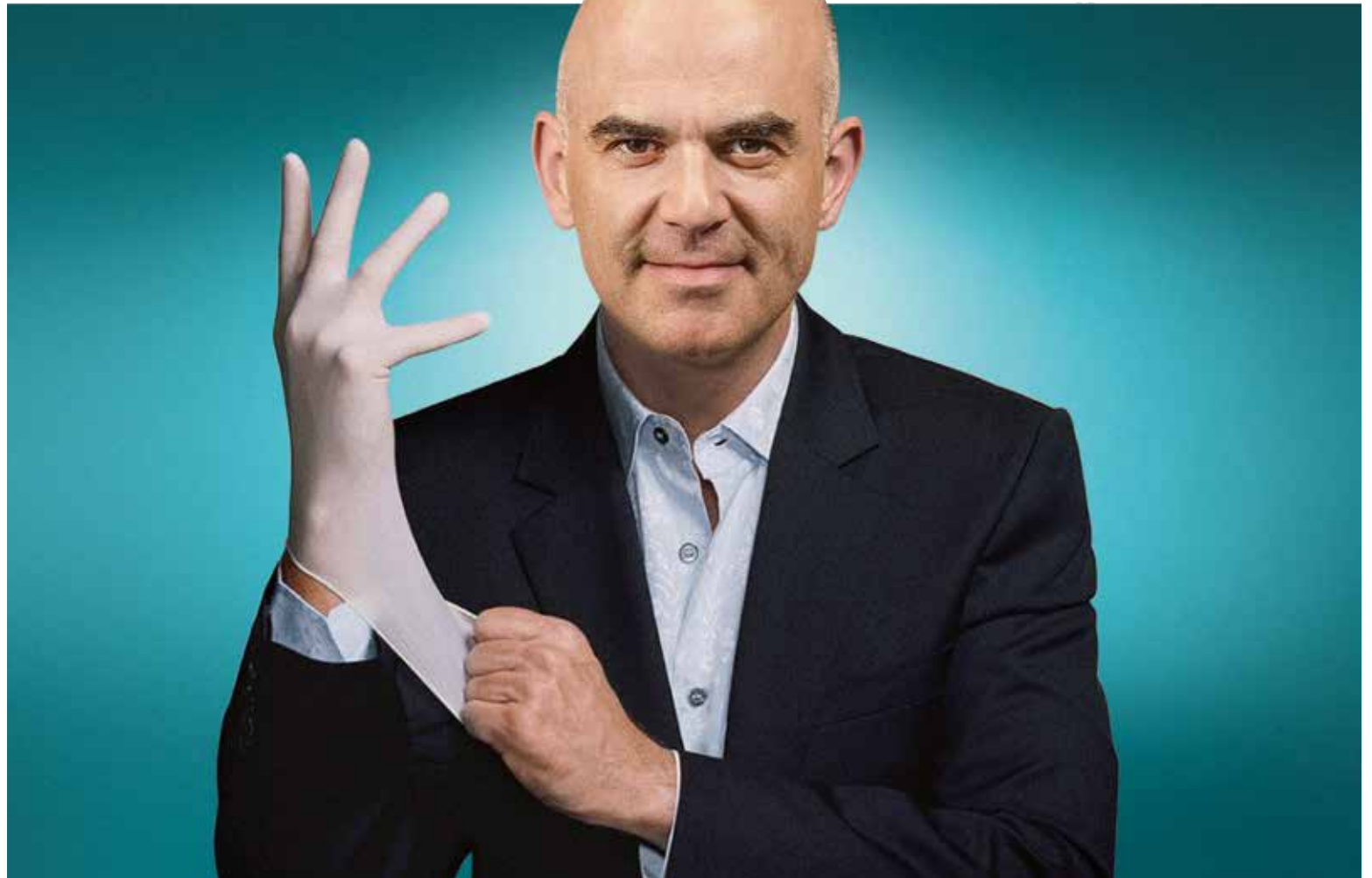


Frauen gegen Frauen: Warum es keine Freundschaften geben kann

Nummer 8 – 22. Februar 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Bersets Kunstfehler

Neuer Ärztetarif: Chirurgischer Eingriff am Rand der Legalität.

Von Philipp Gut

Wohltätige Sexisten

Oxfam-Skandal: Helfer ohne Grenzen.

Von James Delingpole

Hurra, wir geben die Schweiz auf

Die Akteure des Ausverkaufs. *Von Katharina Fontana, Beat Gygi u. a.*

Yuval Noah Harari
Der gefährlichste
Intellektuelle
der Welt



Fluss-Trio Saar, Mosel und Rhein

mit MS Edelweiss^{*****} und MS Thurgau Prestige^{*****}



**Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 600.-**
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

NEU Saarbrücken–Trier–Cochem–Basel

9 Tage ab Fr. 1090.- (Rabatt Fr. 200.- abgezogen, 10.08., HD hinten, VP, MS Edelweiss^{*****})

- Reizvolles Moseltal
- Romantischer Rhein
- Exzellenter Service an Bord

- 1. Tag Basel–Saarbrücken** Bequeme Busfahrt bis Saarbrücken, Einschiffung und Willkommens-Ápero.
- 2. Tag Saarbrücken–Völklingen–Saarlouis** Rundfahrt/-gang* Saarbrücken. «Leinen los!». Interessanter Besuch⁺ des Technikerdenkmals Völklinger Hütte (UNESCO-Weltkulturerbe).
- 3. Tag Saarlouis–Mettlach** Transfer⁺ in die Innenstadt und Rundgang. Nachmittags Ausflug* zum Aussichtspunkt Saar Schleife mit Spaziergang entlang des Baumwipfelpfades.
- 4. Tag Mettlach–Saarburg–Trier** Besuch* der Keramikwerke Villeroy & Boch. Ab Saarburg Ausflug nach Trier mit Rundfahrt/-gang* und Sehenswürdigkeiten wie die «Porta Nigra».
- 5. Tag Trier–Bernkastel–Zell** Rundgang.* Lernen Sie die bezau-bernde, mittelalterliche Altstadt von Bernkastel kennen.
- 6. Tag Zell–Cochem** Rundgang* durch Zell mit Weindegustation an Bord. Am späten Nachmittag Rundgang* durch das historisch bedeutsame 5000-Seelen-Städtchen Cochem.
- 7. Tag Flusstag** Schifffahrt «Romantischer Rhein».
- 8. Tag Strasbourg** Erlebnisreiche Rundfahrt/-gang.*
- 9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle Heimreise.

Basel–Saarbrücken

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge.

Reisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt

MS Edelweiss^{*****}

Basel–Saarbrücken	Saarbrücken–Basel
23.06.–01.07.° 200	01.07.–09.07.° 200
02.08.–10.08. 200	10.08.–18.08. 200
19.10.–27.10. 500	27.10.–04.11. 600

MS Thurgau Prestige^{*****}

Basel–Saarbrücken	Saarbrücken–Basel
17.07.–25.07.° 600	25.07.–02.08. 600
03.09.–11.09. 500	11.09.–19.09. 500
23.09.–01.10. 500	01.10.–09.10. 600

° nur noch wenige Kabinen verfügbar

MS Edelweiss^{*****} – by Thurgau Travel

Luxuriöses Schiff mit Platz für 180 Gäste. Moderne Kabinen (ca. 14 m²) mit Dusche/WC, Föhn, Minibar, Safe, TV/Radio, Klimaanlage. Auf Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon. Die Fenster auf dem Hauptdeck sind nicht zu öffnen. Gäste von Haupt- und Mitteldeck speisen im Restaurant Jungfrau mit Oberlichtfenstern, die des Oberdecks im Restaurant Matterhorn mit Panoramafenstern. Möglichkeit zum Lightlunch (Buffet) im Panorama-Salon. Bordausstattung: Panorama-Salon mit Bar, Lidobar mit Aussenterrasse, Réception, Boutique, grosses Sonnendeck mit Liegestühlen, Sitzgruppen, Putting Green, kleinem Pool und kleiner Aussichtsterrasse. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Haupt- und Oberdeck. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1290
2-Bettkabine Hauptdeck	1390
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	1690
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	1790
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	1990
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2090
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage
Annulations- und Extrarückreiseversicherung	54

Leistungen: Kreuzfahrt inklusive Vollpension.

Details im Internet oder Katalog verlangen.

MS Edelweiss^{*****}



MS Thurgau Prestige^{*****} – by Thurgau Travel

Luxusschiff für 124 Passagiere. Alle 62 Kabinen (ca. 15 m²) und Suiten sind mit 2 Betten, Dusche/WC, TV/Radio, Minibar, Safe, Föhn, Telefon, ind. regulierbarer Klimaanlage, Tisch und Stuhl ausgestattet. Zusätzlich verfügen die Junior Suiten (ca. 19 m²) über zwei bequeme Sessel und die Master Suiten (ca. 30 m²) noch über ein Sofa, einen Hocker, einen begehbaren Schrank und Badewanne. Kabinen auf Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkonen. Hauptdeck mit nicht zu öffnenden Fenstern. Bordausstattung: Restaurant, Panorama-Salon mit Bar, Réception, Boutique, Bistro mit Internet-Corner, Fitnessraum, Massagesalon, Sonnendeck mit Whirlpool. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1790
2-Bettkabine Hauptdeck	1890
Junior Suite Hauptdeck	2090
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2390
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2590
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	2690
Master Suite Oberdeck (ca. 30 m ²), franz. Balkon	2990
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage
Annulations- und Extrarückreiseversicherung	59

Leistungen: Kreuzfahrt inklusive Vollpension.

2-Bettkabine Mitteldeck (ca. 15 m²) mit franz. Balkon



* Im Ausflugspaket (7 Ausflüge Fr. 160.-) enthalten, vorab buchbar | + Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Scylla AG

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel
Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch



Die Koalition, die die Schweiz aufgeben will.

Dieser Tage beginnt die Frühlingsession von National- und Ständerat in Bern. Es geht also wieder los, denkt man – aber plötzlich erwischt man sich bei der Frage, was eigentlich genau Sinn und Zweck solcher Parlamentsberatungen sind. Wer Politikern und Interessenvertretern in letzter Zeit zugehört hat, muss fast zur Auffassung kommen, die National- und Ständeräte würden lieber nicht mehr allzu viel selber für das Land entscheiden. Den meisten scheint es wichtiger zu sein, die Schweizer Gesetze so auf das Ausland, vor allem die EU, auszurichten, dass von dort keine Reklamationen kommen und die Schweizer Unternehmen praktisch zum europäischen Binnenmarkt gehören. Wir haben uns umgesehen, gross ist die Koalition bekannter Persönlichkeiten, die die Schweiz aufgeben wollen. **Seite 26**

Peter Stamm ist eine wohltuende Ausnahmeerscheinung in der Schweizer Literaturszene. Nicht nur gehört er zu den wenigen Autoren des Landes, die auch im hartumkämpften englischsprachigen Markt Erfolg haben, im Gegensatz zu vielen seiner Berufskollegen ist er auch nie der Versuchung erlegen, mit schrillen Polit-Statements auf sich aufmerksam zu machen. Stamm ist ein stiller Schaffer, ein angenehmer, humorvoller Mensch, der in seinen Büchern die Beziehung zwischen Mann und Frau mit höchster Präzision und Raffinesse zu sezieren weiss. Rico Bandle hat Stamm an seinem Wohnort Winterthur getroffen, ohne zu wissen, dass der Autor an jenem Tag 55 Jahre alt wurde. Vielleicht war Stamm deshalb so gut aufgelegt und hat erstaunlich offen über seine Art zu schreiben geredet und darüber, weshalb er der Schweizer Literaturszene lieber fernbleibt. **Seite 54**

Mit Arthur Cohn verbindet Kurt Aeschbacher eine originelle Freundschaft. Zum einen sind



Aeschbi goes to Hollywood: mit Arthur Cohn (r.).

da die Torten, die der Filmproduzent regelmässig von Basels bester Confiserie liefern lässt. Zum anderen ist Cohn ein unerbittlicher Kritiker von Aeschbachers Arbeit am Bildschirm. «Da höre ich jeweils unverblümt, was ihm nicht gefallen hat – und meistens hat er mit dieser Schelte auch recht», erzählt der SRF-Moderator. «Was mich an unseren Tischgesprächen jedoch besonders berührt, ist seine Leidenschaft. Diese ungebrochene Passion, mit Filmen Geschichten über Menschen, ihre Beziehungen untereinander und zum Leben per se zu realisieren. Und davon erzählt er oft mit Tränen in den Augen. In diesem Sinne ist Arthur Cohn und sein Leben eigentlich selbst eine Filmfigur.» Gerne erinnert sich Kurt Aeschbacher, wie er Arthur Cohn einmal an die Oscar-Verleihung nach Hollywood begleitet hat. **Seite 66** *Ihre Weltwoche*

SCHLAFLOS?
ÜBERMÜDET?
GEREIZT?

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*),
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli,
Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser,
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

jura[®]



Nr. 1 der Welt

Erneut schreibst Du Sportgeschichte: Am 19. Februar bist Du in Deine 303. Woche als Nummer 1 der ATP-Weltrangliste gestartet und hast damit Deinen eigenen Rekord ausgebaut.

Herzlichen Glückwunsch, Roger! Wir sind tief beeindruckt von Deinen Leistungen und stolz darauf, mit Dir als Markenbotschafter JURA in die Welt hinaustragen zu dürfen.

JURA und Roger Federer – Schweizer Präzision und Nr. 1 www.jura.com



Merkel und die Migration

Eine ganz andere Sicht auf die Kanzlerin.

Nein, die Migrantenkrise wird Europa nicht umbringen. Es sei denn, man lasse das Schlamassel weitergehen. Deshalb ist es richtig, wenn Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán, wie eben wieder in Rumänien, darauf hinweist, dass die illegale Einwanderung mit allen Mitteln des Rechtsstaats zu bekämpfen sei.

Aus der EU-Zentrale gab es dafür Schelte. Der luxemburgische Aussenminister nannte Orbán einen «Diktator». Das ist dummes Zeug. Orbán hat recht: Solange die EU ihre Aussengrenzen nicht sichert, darf es keine Umverteilung von Migranten auf die Mitgliedstaaten geben.

Kein vernünftiger Mensch innerhalb oder ausserhalb der EU dürfte dieser Einsicht widersprechen: Jeder Staat muss seine Grenzen kontrollieren. Und wenn ein Staat dies nicht mehr will oder kann, hat er aufgehört, ein Staat zu sein.

Natürlich haben wir in Europa, haben wir in der Schweiz weiterhin ein Asyl- und Flüchtlingschaos. Das Chaos besteht darin, dass die Behörden nicht mehr unterscheiden zwischen echten und falschen Flüchtlingen. Jeder, der kommt, kann sich gute Hoffnungen machen, dass er bleiben kann.

In der Schweiz beträgt die Bleibequote der Asylbewerber über 50 Prozent. Das bedeutet: Mehr als jeder Zweite, der die Grenze überschreitet und «Asyl» sagt, kann bleiben. Selbst dann, wenn sein Asylgesuch zurückgewiesen wird. Die meisten Asylanter landen bei der Sozialhilfe. Die Kostenbombe tickt.

Solange die Grenzen offen sind, bleibt Europa ein Magnet. Der relative Wohlstand zieht Hunderttausend, ja Millionen an. Das ist ein Naturgesetz. Die Regierungen, die das zulassen, betreiben Rechtsbruch im grossen Stil. Die Bürger akzeptieren das nicht mehr. Daher der Aufschwung der rechten Parteien.

Deutschland ist ein speziell interessanter Fall. Die Berliner Regierung hat die Migrationskrise im Sommer 2015 nicht nur nicht verhindert, sondern regelrecht angekurbelt. Merkel öffnete die Grenzen und hiess die Einwanderer als «Fachkräfte» willkommen. Die Zeitungen jubelten mit.

Mit ihrer weltfremden Naivität war die Kanzlerin nicht allein. Viele Deutsche empfingen die Zuwanderer aus dem Nahen Osten und Afrika mit Blumen und Teddybären an den Bahnhöfen. Alle surfen begeistert auf der grossen Bugwelle der Moral. Ein skurriles, unheimliches Spektakel.

Aus Schweizer Sicht lag Merkel falsch. Man lässt nicht ungeprüft Hunderttausende von Migranten ins Land. Die Folgen sind steigende Ausländerkriminalität, Sozialmissbrauch, aufflackernder Fremdenhass, politische Radikalisierung. Das ist sonnenklar.

Aber sehen wir uns das Ganze mal aus deutscher Perspektive an. Hat Merkel wirklich so falsch gehandelt? Und wenn ja, warum begrüsst dann so viele Deutsche, wenigstens am Anfang, die Migranten mit Blumen und Geschenken?

Man muss die Antworten in der Geschichte suchen. Merkels Flüchtlingspolitik war ein Akt der nationalen Psychotherapie, ein Verfahren zur Selbstreinigung. Mehr als mit den Migranten hatte die Willkommenskultur mit den Deutschen zu tun. Sie führten sich und der Welt vor, dass sie keine gemeingefährlichen Nazis mehr sind. Merkel produzierte für die Deutschen eine neue mächtige historische Erfahrung.

Es ist zu billig, sich darüber lustig zu machen. Eine Nation, die Verbrechen begangen hat wie die Deutschen, ist verständlicherweise daran interessiert, sich moralisch vor sich selbst und in den Augen der Welt zu rehabilitieren. Dass die Migrationskrise ein Instrument dieser öffentlichen Selbstrechtfertigung sein könnte, hat Kanzlerin Merkel früh realisiert. Für Deutschland tat sie damit das Richtige. Wer hätte an ihrer Stelle anders gehandelt?

Merkel merkte: Die Migrationskrise ist eine Chance für Deutschland. Das einstige Land der Völkermörder und Kriegsgurgeln könnte sich als Land der Wohltäter und Menschheitsretter hervortun. Ob sie bewusst oder unbewusst han-

delte, ist nebensächlich. Merkel hat Deutschland durch die Willkommenspolitik verändert.

Aber anders, als die Zeitungen behaupten. Sie schreiben, Deutschland sei vom Fremdenhass geheilt worden durch die offenen Grenzen. Das ist Unsinn. Die Deutschen sind nicht fremdenfeindlicher als andere Völker. Aber Deutschland ist durch die Migrationskrise politisch vielfältiger, insgesamt realistischer und, ja, vernünftiger geworden.

Über die linke Bande nach rechts: Indem Merkel Deutschlands Mainstream nach links drückte, machte sie den Weg frei für rechte Positionen. Indem Merkel durch ihre Migrationspolitik das moralische Kapital aufstockte, kann Deutschland heute einfacher Haltungen vertreten, für die man vor zehn Jahren noch



Über die linke Bande nach rechts: Merkel.

auf den Scheiterhaufen geworfen, in die Nazi-Ecke gestossen worden wäre.

Nur ein Beispiel: Nach der Jahrtausendwende war der Finanzpolitiker Friedrich Merz ein Star der CDU. Er stand klar rechts der Mitte und war wirtschaftsliberal. Seine Karriere ging jäh zu Ende, als er das etwas aufgeblasene, wenn auch harmlose Wort «Leitkultur» in den Mund nahm. Heute reden alle von «Leitkultur», sogar die Sozialdemokraten. Deutschland ist offener, politisch etwas weniger hysterisch geworden. Auch dank Merkel. Oder noch ein Beispiel: Bis vor kurzem mussten für deutsche Talkshows regelmässig Schweizer importiert werden, um heikle Realitäten anzusprechen. Auch das ist nicht mehr nötig. Es gibt immer mehr Deutsche, die sich trauen, vor den Kameras über Ausländerkriminalität oder Asylmissbrauch zu reden. Auch das ist eine Folge von Merkels Politik.

Neuste Umfragen zeigen: CDU/CSU liegt bei 32 Prozent. Zweitstärkste Partei mit 16 Prozent ist bereits die AfD. Erst an dritter Stelle mit 15,5 Prozent kommt die abgesackte SPD. Die zeitgeistig renovierte FDP erzielt 9 Prozent. Das ergäbe, wenn sie sich denn zusammenraufte, eine solide bürgerliche Mehrheit aus CDU/CSU, AfD und FDP.

Vielleicht mussten die Deutschen durch diese Flüchtlingskrise hindurch, um wieder zu lernen, vernünftiger und ehrlicher über die Wirklichkeit zu reden. Das war vielleicht nicht Merkels Absicht, aber es ist ihr Verdienst. Sie hat den linken Mainstream, den sie so virtuos in die CDU aufnahm, gleichsam ad absurdum geführt. Merkel ist, unfreiwillig, zu einer Geburtshelferin eines wieder normaler, sprich: bürgerlicher denkenden Deutschlands geworden.

Und noch etwas: Indem Merkel die Türen aufsties für die Migranten, hat sie Deutschland nicht nur von einigen Illusionen befreit, sondern, noch wichtiger, von einem Teil seiner historischen Lasten.

Qualität ist nicht unser Anspruch, sondern eine Selbstverständlichkeit.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





«Lernen ist Arbeit»: Lino Guzzella. Seite 32



Ed Sheerans Gegenpol: Dua Lipa. Seite 58



«Die Tatsache, dass jemand Sex hat, ist interessant. Wie genau, aber nicht.»

Peter Stamm: Seite 54

Titelgeschichte

- 16 **Bersets Kunstfehler**
Unstimmigkeiten beim Ärztetarif

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
9 **Kommentar**
Hurra, die Schweiz gibt sich auf
10 **Zürich** Stotternde Lokomotive
11 **Eilmeldung**
580 000 Franken für vier Iraker
12 **Kopf der Woche** Yuval Noah Harari
20 **Essay der Woche**
Lob des Börsencrashes
24 **Mörgeli**
Ich bin die Christel von der Post
24 **Bodenmann**
Geschichte als Dragoner-Fasnacht
25 **Medien** «Das lese ich nicht!»
25 **Die Deutschen** Schlangengrube

Inland

- 26 **Wer glaubt noch an die Schweiz?**
Kampf um die direkte Demokratie
30 **Bundesverwaltung**
Keine Frauen auf die Schnelle
31 **Bundesrat** Teure Taubenhalde
32 **Lino Guzzella** Der ETH-Präsident will zurück an die Weltspitze
33 **«No Billag»** Gedruckte Einfalt
34 **Das etwas andere Kantons-Ranking**
Vielfalt im Guten wie im Schlechten
42 **Justiz** Keiner weiss, was Doping ist

Interviews

- 50 **Miroslav Lajcak** Der slowakische Uno-Präsident über die EU
54 **Peter Stamm** Der Schweizer Autor über sein neues Buch

Ausland

- 38 **Oxfam-Skandal** Helfer ohne Grenzen
39 **Matthias Steinmann** Warum ich für die «No Billag»-Initiative stimme
44 **Silvio Berlusconi** Hoffnungsträger bei den Regierungswahlen in Italien
46 **Inside Washington** Rohrkrepiere
47 **«Russia first»** Putins Aussenpolitik
48 **Bildersturm** Wirbel um das Porträt von Barack Obamas
49 **Polen** Nachhilfe für Holocaust

Wirtschaft & Wissenschaft

- 57 **Mathematik** Die Fünfeck-Saga
68 **Mysterien der Weltgeschichte**
Eine Frau steht ihren Mann

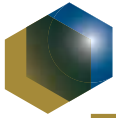
Kultur & Gesellschaft

- 22 **Frauenfreundschaften**
Stabil wie ein Kartenhaus
40 **Stolze Landeier**
Der Beruf der Bäuerin liegt im Trend
43 **Zirkus der Ski-Exoten**
Der Schweiz-Ghanaer Carlos Mäder
52 **Ikone der Woche** Hodler intim

- 58 **Dua Lipa** Julie Burchill über die britische Pop-Aufsteigerin
60 **David Geffen** Die Karriere des Musik- und Filmmoguls
66 **Verrückte Tage in Hollywood**
Kurt Aeschbacher über die Oscars

Rubriken

- 9 **Im Auge**
Jacques Cassandri, Bankräuber
14 **Personenkontrolle**
15 **Nachruf** Tölpel Nigel
64 **Die Bibel** Rassismus und Nachsicht
64 **Kino** «I, Tonya»
65 **Knorrs Liste**
65 **Jazz** John Surman
69 **Gewinner der Woche** VAT-Holding
69 **Fragen Sie Dr. M.**
70 **Thiel** Kristallkugel
70 **Namen** Diamanten und Gerstensuppe
70 **Fast verliebt** Der kleine Betrug
71 **Unten durch** Milchschaumer
72 **Wein** Grüne Fee
72 **Salz & Pfeffer**
Ristorante Bindella, Freiburg
73 **Auto** BMW 630d Gran Turismo
74 **Darf man das?/** Leserbriefe



Schweizer Wirtschaft trifft Schweizer Politik

«Digitale Innovation und Regulierung» – Bremst Regulierung Innovation? Wann hört gesunde Regulierung auf und wann beginnt Überregulierung?

18. April 2018, 9.00 bis 20.30 Uhr
Gottlieb Duttweiler Institute, Rüschtikon

Teilnahmegebühr*

Für Weltwoche-Abonnenten
CHF 660.– zzgl. MwSt. statt CHF 990.–

Für Nicht-Weltwoche-Abonnenten
CHF 990.– zzgl. MwSt. & **1 Jahr Weltwoche-Abo**

* Solange Plätze vorhanden

Referenten: Ignazio Cassis, Sergio P. Ermotti, Monika Walser, Gerhard Schürmann, Gerhard Pfister, Petra Gössi, Albert Rösti, Markus Somm, Esther Girsberger, Gerhard Schwarz, Martin Naville, Barend Fruithof, Oswald Grübel und viele weitere aus Wirtschaft, Politik und Wissenschaft.

Spezial-Anmeldung für Weltwoche-Leser:
www.zeimpulse.ch/zei-2018-weltwoche



«Innovationen sind zukunftsgerichtet – und sind eine Stärke der Schweiz. Regulierungen sind dann sinnvoll, wenn sie diese Dynamik unterstützen.»

Ignazio Cassis – Bundesrat



«It is not about innovation vs. regulation; regulation can be a powerful driver for innovation. In the end, it is about having the right regulations.»

Raffaello D'Andrea – Professor of Dynamic Systems & Control at ETH Zurich





Steve Bannon in Zürich

Donald Trumps ehemaliger Chefstrategie spricht über: seine Zeit im Weissen Haus. Die populistische Revolte und ihre Auswirkungen für die Schweiz, Europa und Amerika.

Erster öffentlicher Auftritt in Europa.

Moderation: Roger Köppel, Chefredaktor und Verleger *Weltwoche*
Vortrag und Diskussion auf Englisch.

Dienstag, 6. März 2018

Ort: Zürich (genauere Informationen folgen nach Anmeldung)

Türöffnung: 18.30 Uhr, **spätester Einlass:** 19.30 Uhr

Limitierte Teilnehmerzahl

Anmeldung:

www.weltwoche.ch/bannon

Es können keine Anmeldungen per Telefon oder E-Mail berücksichtigt werden.

Hurra, die Schweiz gibt sich auf

Von Christoph Mörgele — Bern will das Land der EU unterwerfen. Hinter viel Kosmetik und kurzfristigen Geschäftsinteressen verbirgt sich feige Kapitulation.



Was die Schweiz im Kern ausmacht: Nationalfeier.

Wer ausser ewiggestrigen Abschotter könnte etwas gegen eine vernünftige Europapolitik haben? Bestehen überhaupt europapolitische Differenzen bei einem Rahmenvertrag? Wo dieser doch schon fast nicht mehr existiert, seit Aussenminister Ignazio Cassis das Wort «Marktzugangsabkommen» bevorzugt. Die nationale Christdemokratin Elisabeth Schneider-Schneiter findet, das Wort «Bilaterale III» töne gut, während der internationale Christdemokrat Jean-Claude Juncker den Begriff «Freundschaftsvertrag» vorzieht. Staatssekretär Roberto Balzaretta, zuständig für Europafragen, nennt sich jetzt «Schweiz-Turbo». Weil er die Schweiz möglichst eng an die EU andocken will? Der zurücktretende SP-Aussenpolitiker Tim Guldemann flötet mit Engelszunge, mit der raschen Lösung der institutionellen Frage stehe der EU-Beitritt «nicht zur Debatte».

Kröte als Delikatesse serviert

Derweil entwischt es der FDP-Präsidentin Petra Güssi – in ihrem Heimatkanton Schwyz als aufrechte Patriotin missverstanden –, die SP sei «im EU-Dossier unser natürlicher Partner». Die Economiesuisse hat schon lange kapituliert und lässt ausrichten, die Wirtschaft brauche mehr Nähe zur EU. NZZ-Chefredaktor Eric Gujer erklärt derweil die fremden Richter zum «historisierenden Plunder» und warnt vor der «selbstgewählten Isolation». Freilich, um kurz danach

«an der Existenzfähigkeit der EU zu zweifeln».

Im Gesamtbundesrat gehen dem Vernehmen nach die Emotionen beim Thema europäische Integration regelmässig hoch. Der Befund der vom Departement Cassis vorgegebenen Marschrichtung ist aber unmissverständlich: Der Bundesrat gibt die Schweiz preis. Diese Tatsache verschleiern weder seine Fassadenkleisterei noch seine babylonische Begriffsverwirrung. Welch absurden Vorstellungen der Bundesrat mittlerweile huldigt, enttarnte Jean-Claude Juncker. Sein Diktum, der Bundesrat habe ihm mehrmals einen Rahmenvertrag versprochen, zeugt – wenn es den Tatsachen entspricht – von stark verwahrlosten staatspolitischen Kenntnissen unserer Landesregierung. Und dies in der Schweiz, wo dem Volk als oberster rechtssetzenden Instanz seit Jahrhunderten geradezu staatsbildende Bedeutung zukommt.

Jetzt will der Bundesrat das Verhandlungsmandat sogar auf möglichst viele Bereiche ausweiten. Dies in der taktischen Absicht, im Inland möglichst viele befürwortende Profiteure zu gewinnen. Die so angeblich erzielten Vorteile sollen die Nachteile des heftig umstrittenen Rahmenabkommens übertreffen. Neben dieser Ausweitung versucht der Bundesrat gleichzeitig, die institutionelle Anbindung auf ein möglichst überschaubares Vertragspaket einzugrenzen. Statt der Öffentlichkeit reinen

»» Fortsetzung auf Seite 10

Lust auf Pelzmäntel



Jacques Cassandri, Bankräuber.

Es gibt dieses französische Sprichwort: *La réalité dépasse la fiction*. Das Leben übertrifft die Fantasie. Wie die Biografie des korsischen Gangsters Jacques Cassandri, 74, genannt «Der Geschorene». Die Beute – Schmuck und Bargeld im Wert von 46 Millionen Francs, heute 30 Millionen Euro, aus den geplünderten 317 Schliessfächern der Schönen und Reichen bei der Société Générale in Nizza – wurde nie gefunden. Die Meisterknacker dieses grössten Bankraubs waren durch die Kanalisation und einen gebohrten Stollen in den Tresorraum eingestiegen. Sie hinterliessen damals, an einem Juliwochenende des Jahres 1976, nur einige Schweißbrenner, leere Weinflaschen, als Nachtöpfe verwendete aufgebrochene Kassetten und eine Graffiti-Visitenkarte: «Kein Schuss, keine Gewalt, kein Hass.» Der vermutete *mastermind* Albert Spaggiari wurde zwar verhaftet, flüchtete aber mit einem Sprung aus dem Fenster des Gerichts im zweiten Stock auf ein Autodach und ward nie mehr gesehen.

Eine Geschichte wie ein alter Film noir mit Jean Gabin oder Lino Ventura. Doch diesmal mit diesem unscheinbaren bebrillten Eierkopf als Hauptdarsteller. Jacques Cassandri, ein verurteilter Veteran der legendären «French Connection», wiegte sich in der falschen Sicherheit der abgelaufenen Verjährungsfrist. Die Eitelkeit ritt ihn, als er unter dem Nom de Plume «Amigo» das minutiöse Drehbuch des *holdup* veröffentlichte. Das Manuskript steckte in seinem Computer, damit flog er auf. «Aber ich habe einen Roman geschrieben», verteidigte er die vermutlich einzige ehrliche Arbeit seines Lebens. Seinen Zwei-Millionen-Anteil habe er rasch verpulvert. Die Ermittler nahmen ihn dennoch wegen fortlaufender Geldwäscherei in die Mangel, denn dieser Tatbestand erlischt nicht, was Cassandri nicht bedacht hatte. Doch die Spur der Beute verlor sich. Am kahlen Boss bleiben vor Gericht nur lusche Immobiliengeschäfte, Drogenhandel, kleinere Betrügereien hängen. Als einziges Indiz privater Verschwendung kam eine fetischistische Sammlung von Pelzmänteln zum Vorschein. Peter Hartmann

Wein einzuschenken, ging es an der bundesrätlichen EU-Klausur um Sprachregelungen und Verschleierung. Ganz nach dem Motto: «Wie verwandle ich die Kröte in eine Delikatesse? Und auf welchem Gedeck serviere ich sie einem Volk, das im Moment keinerlei Hunger verspürt?»

Tatsache ist: Die führenden Leute in Bern glauben nicht mehr an die Schweiz. Der Bundesrat sucht den schnellen Abschluss einer institutionellen Anbindung, die eine Unterwerfung unter EU-Recht brächte. Sogar von der Gewährung der Unionsbürgerschaft ist die Rede. Sollen alle EU-Bürger demnächst in der Schweiz wählen und stimmen können? Das Aussendepartement nimmt dabei in Anspruch, dass es exklusiv über das EU-Dossier informieren darf. Angeblich, um einer bundesrätlichen Kakophonie vorzubeugen. In Wirklichkeit, um zu verhindern, dass Bundespräsident Ueli Maurer (SVP) im Wahljahr 2019 den europapolitischen Defätisten im Bundeshaus in die Suppe spuckt.

Mantel staatspolitischer Besorgnis

Das Fazit ist betrüblich, gerade im Hinblick auf die unleugbaren historischen Erfahrungen: Der Schweiz ging es immer dann gut, wenn sie ihre politische Selbstbestimmung bewahrte. Krach, Krisen und Kriege gab es immer dann, wenn die Eidgenossen ganz oder teilweise mit fremden Mächten paktierten. Sei es mit der Anlehnung ans habsburgische Österreich oder der späteren Unterwerfung unter Frankreichs Könige oder Napoleon. Die Demokratie mit weltweit einzigartigen Bürgerrechten und der wirtschaftlich einmalige Aufstieg vom Armenhaus Europas zu einem der reichsten Länder der Welt sind ohne die verfassungsmässig garantierte staatliche Unabhängigkeit und die umfassenden Volksrechte undenkbar.

Nun haben eine Mehrheit in Bundesrat und Parlament, fast alle Parteien sowie die Wirtschaftsverbände das, was die Schweiz im Kern ausmacht, aufgegeben. Sie meinen, sie könnten unseren Wohlstand erhalten, indem sie dessen Grundlagen zerstören. Das kurzfristige Geschäftsinteresse verbirgt sich unter dem Mantel staatspolitischer Besorgnis. Sie sprechen von Rechtssicherheit und lassen zu, dass ein fremder Staatenverbund unser Recht nach seinem Gutdünken jederzeit abändern kann.

Die Schweiz war stark in der Einsicht, dass es auf der Welt launenhaft und willkürlich zugeht. Und dass Menschen und Nationen nicht von Idealen, sondern von Interessen getrieben werden. Viel Kraft, Blut und Not kostete die Erfahrung, dass es schädlich und fatal ist, jemand anderem die Kontrolle zu überlassen. Unsere Bundesräte sollten sich weniger an Forderungen aus Brüssel als an den Worten von George Washington orientieren: «Warum sollten wir übereilt in einer Angelegenheit drängen, wenn es in unserem Interesse liegt, sie ruhen zu lassen?»

Zürich

Stotternde Lokomotive

Von René Zeller — Zu behaupten, die Stadt Zürich werde vom laufenden Wahlkampf erschüttert, wäre weit übertrieben. Das liegt an Filippo Leutenegger, der als Angreifer enttäuscht.

Es hiess einmal, Wahlen in der Stadt Zürich nähmen seismografische Verschiebungen in der Parteienlandschaft vorweg. Die SVP probte an der Limmat den Aufstieg, indem sie provokative Kampagnen inszenierte und so ihren landesweiten Aufschwung befeuerte. Die SP macht seit 1990 vor, wie man urbane Zentren erobert und sie nicht wieder hergibt. Die Stadtzürcher FDP kam ins Schlingern, der Landesring schlitterte in den Untergang.

Die Zeit wäre reif für Erschütterungen. Die SP steckt im Jammertal, nach dem Abgang ihrer frustrierten Stadträtin Claudia Nielsen fehlt Personal, um den Besitzstand von vier Sitzen zu behaupten. Niensens Weggefährten Raphael Golta und André Odermatt agieren im Wahlkampf als graue Mäuse. Der linksalternative Polizeivorstand Richard Wolff bietet Angriffsfläche zuhauf. So liegt es an Stadtpräsidentin Corine Mauch, die Fahne der rot-grünen Mehrheit hochzuhalten. Seit 2009 regiert sie Zürich. Ihre Stärke ist, dass sie kaum je geschwächt hat. Eine Überfliegerin ist Mauch nicht.

Im Herzen Moderator geblieben

Warum nur, fragt man sich, glaubt niemand daran, dass der Wind in Zürich drehen kann? Es fehlt die Figur, die den politischen Wechsel einfordert: imperativ, argumentativ überzeugend, angriffig. Die Person, die auf bürgerlicher Seite als Chefangreifer auserkoren wurde, heisst Filippo Leutenegger. Er soll das von FDP, SVP und CVP geschnürte Fünferticket – Top 5 – anführen. Ihm kommt die Rolle zu, als Speerspitze zu agieren gegen die selbstgefällig gewordene rot-grüne Übermacht. Allein, er erfüllt die in ihn gesetzten Erwartungen nicht.

Der einstige Chefredaktor des Schweizer Fernsehens hat zwar Haare auf den Zähnen, er parliert selbstbewusst und souverän. Doch den Duellen mit Kontrahentin Mauch fehlt der Funkenregen. Der freisinnige Leutenegger müsste schonungslos anprangern, dass die städtische Spitalplanung unter sozialdemokratischer Fuchtel chaotische Ausmasse angenommen hat. Er müsste mit dem Megafon klarmachen, dass der Umgang mit Hausbesetzern in Zürich desolat ist. Doch Leutenegger attackiert nicht, er säuselt. Zur Jahreswende so: «Wir beide lieben Zürich. Wir respektieren einander. So wünsche ich dir und unserer Stadt es guets Neus und einen respektvollen Wahlkampf.»

So spricht keiner, der Stadtpräsident werden will. Kommt dazu, dass Leutenegger zwar seit 2014 dem Stadtrat angehört. Aber den Rollen-

wechsel zum Exekutivpolitiker hat er nicht integral vollzogen. Der ehemalige Leiter der SRF-Sendung «Arena» ist im Herzen Moderator geblieben. Die FDP setzt an Parteitagen auf Conférencier Leutenegger, Interessengruppen buchen ihn gerne als Fragensteller. Mitten in der heissen Phase des Wahlkampfs hat er sich vom Schweizerischen Gewerbeverband für eine «No Billag»-Spezialsendung einspannen lassen. Wäre von einem Kandidaten fürs Stadtpräsidium nicht eher zu erwarten, dass er bis zum Wahltag deklariert, wohin er Zürich lenken will?

Unter den gegebenen Vorzeichen bleibt das Top-5-Konstrukt eine aseptische Übung. Das geneigte Publikum darf Trailer bestaunen, in denen der 65-jährige Filippo Leutenegger kunstvoll seine Krawatte um den Hals zwirbelt, den blauen Massanzug zurechtzupft. Zwischen solchen Inszenierungen hört man seine Botschaft: «Zürich braucht weniger Bemutterung und weniger Bürokratie, mehr Innovation und Verantwortung für die Zukunft.» Diese liberalen Platitüden bleiben bei den Mitstreitern von SVP und CVP unbestritten. Das geneigte Publikum weiss allerdings nur zu gut, dass auch das bürgerliche Lager nicht frei von Dissens ist. Die Wahlkampflokomotive hat nur selten gefaucht, richtig Fahrt aufgenommen hat Filippo Leutenegger nie. Er selber dürfte es einigermaßen problemlos ins Ziel schaffen. Das Top-5-Ticket läuft allerdings Gefahr, am 4. März zu floppen.



Rollenwechsel: Kandidat Leutenegger.

580 000 Franken für vier Iraker

Von Martina Bircher — Migranten leben von der Sozialhilfe, ohne Vision für ein eigenständiges Leben. Sie bleiben hier – selbst wenn sie das Pensionsalter erreicht haben.

Die kantonalen Migrationsbehörden können heute aufgrund des Ausländergesetzes Aufenthalts- und Niederlassungsbewilligungen von ausländischen Sozialhilfeempfängern entziehen. Ostschweizer Kantone überprüfen Bewilligungen bereits ab einer Sozialhilfeschuld von 25 000 Franken; der Kanton Aargau tut dies erst bei 50 000 respektive 80 000 Franken, je nachdem, ob jemand eine Aufenthalts- oder Niederlassungsbewilligung hat.

Seit über vier Jahren bin ich Sozialvorsteherin in Aarburg – einer Gemeinde mit einem Ausländeranteil von über 43 Prozent und der zweithöchsten Sozialhilfequote im Kanton. Etwa 65 Prozent der Sozialhilfebezügler besitzen einen ausländischen Pass. Trotzdem habe ich es erst ein einziges Mal erlebt, dass einer, ein Türke, seine Aufenthaltsbewilligung nach über zehn Jahren in der Schweiz verlor. Neben dem Sozialhilfebezug von einer Viertelmillion Franken sass er mehrere Jahre im Gefängnis. In den letzten paar Jahren haben im Kanton Aargau nur vereinzelte Personen ihre Aufenthaltsbewilligung verloren. Niederlassungsbewilligungen wegen Sozialhilfebezugs wurden nie entzogen, obwohl auch in diesem Bereich eine gesetzliche Grundlage existiert.

30 Prozent der ausländischen Sozialhilfebezügler in Aarburg haben bereits Sozialhilfezahlungen von 80 000 Franken und mehr verursacht. Spitzenreiter ist eine vierköpfige irakische Familie, die seit fast fünfzehn Jahren Sozialhilfe bezieht, wobei sich eine Summe von rund 580 000 Franken aufgetürmt hat. Darauf folgen einige eritreische Familien, die bis heute jeweils schon über 300 000 Franken bezogen haben. Danach kommen weitere Familien und Einzelpersonen mit Schulden von über 200 000 und 100 000 Franken. Dabei handelt es sich um Personen aus Drittstaaten wie Bosnien, Serbien, dem Kongo, aber auch aus dem Personenfreizügigkeitsraum, etwa aus Portugal, Deutschland oder Italien.

Kürzungen äusserst selten

Befürchten müssen diese Personen im Prinzip nichts. Die geltenden Skos-Richtlinien sind so ausgestaltet, dass es äusserst komplex und aufwendig wäre, Kürzungen anzuordnen. Zuerst müssen Verwarnungen ausgesprochen und den Personen muss das rechtliche Gehör erteilt werden. Danach können Kürzungen verfügt werden, doch diese Verfügungen können monatelang bei höheren Instanzen juristisch angefochten werden – kostenfrei, versteht sich.



Hohe Sozialhilfequote: Aarburg im Aargau.

Wenn es zu Kürzungen der Sozialhilfe kommt, müssen sie befristet auf drei bis sechs Monate ausgesprochen werden. Eine Kürzung soll sich etwa zwischen 5 und 15 Prozent bewegen und darf nur bei grobem Verschulden das Maximum von 30 Prozent betragen. Kinder wiederum sind davon ausgeschlossen, was heisst, dass nur der Elternteil des Grundbedarfes gekürzt wird. In der Praxis allerdings verwalten die Erwachsenen und nicht die Kinder das Geld.

In Ausnahmefällen kann sogar die Sozialhilfe eingestellt und nur noch Nothilfe ausbe-

Im Zweifelsfall wird lieber wieder bezahlt, bevor das juristische Hickhack von neuem losgeht.

zahlt werden. Auch solche Fälle habe ich mehrmals miterlebt. Diese Personen können sich dann quasi einen Tag später wieder beim Sozialamt anmelden. Juristisch gesehen, gilt dies als neuer Fall und muss neu beurteilt werden. Kann eine Person glaubhaft machen, dass sie sich nun kooperativ verhalten will, erhält sie auch wieder die volle Sozialhilfe. Was die Juristen unter «glaubhaft machen» verstehen, ist nicht ganz klar. Im Zweifelsfall wird lieber wieder Sozialhilfe bezahlt, bevor das juristische Hickhack von neuem losgeht.

Der Handlungsspielraum einer Gemeinde ist damit stark eingeschränkt. Auch die besten Integrationsversuche von Gemeinden funktionieren nicht. Entweder wollen die Betroffenen schlicht nicht, weil die Sozialhilfe viel zu lukrativ ist, oder sie finden im niedrigqualifizierten Bereich einfach keinen Job. Wer mehrere Jahre von Sozialhilfe abhängig war, findet kaum jemals den Weg in die wirtschaftliche Selbständigkeit zurück. So bleibt nur noch die Hoffnung auf die kantonalen Migrationsbehörden, dass diese das geltende Ausländergesetz konsequent anwenden. Aber auch hier wird unser Ausländergesetz durch internationale Verträge eingeschränkt.

Anerkannte Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommene sind durch die Genfer Flüchtlingskonvention geschützt. Egal, wie hoch die bezogene Sozialhilfe ist, sie dürfen in der Schweiz bleiben. In unserem Land sind beispielsweise über 90 Prozent der Eritreer von Sozialhilfe abhängig. Dies zeigt, dass eine Integration in den Arbeitsprozess kaum möglich ist. Man muss vielmehr befürchten, dass diese Personen bis zum Pensionsalter in der Sozialhilfe verweilen und bis dann Sozialhilfe im Millionenbereich bezogen haben. Mit der Pensionierung erhalten auch sie Anspruch auf AHV und Ergänzungsleistungen, obwohl sie selber nie ins System einbezahlt haben.

Neben dem Flüchtlingsbereich untergräbt auch das Personenfreizügigkeitsabkommen unser geltendes Ausländergesetz. Personen aus EU-Staaten sind von den Artikeln 63 und 64 des Ausländergesetzes – sprich Entzug der Bewilligung aufgrund von Sozialhilfe – ausgeschlossen. Auch sie können über Jahre und Jahrzehnte hinweg in der Sozialhilfe verweilen, ohne etwas befürchten zu müssen. Handlungsspielraum besteht nur noch bei Ausländern aus Drittstaaten. Bei ihnen hätten die Migrationsämter die gesetzlichen Möglichkeiten, Aufenthalts- und Niederlassungsbewilligungen konsequent zu entziehen.

Doch wie ein Blick in den Kanton Aargau zeigt, wird selbst dort, wo es möglich wäre, das Gesetz nicht angewendet. 2016 sind im ganzen Kanton lediglich zwei Aufenthaltsbewilligungen entzogen worden. Wie das Beispiel von Aarburg lehrt, lebt allein in dieser Gemeinde eine Vielzahl von Ausländern aus Drittstaaten, die schon längst die gesetzlichen Voraussetzungen dazu erfüllen würde. Trotzdem passiert nichts. Die Behörden schauen weiter weg, in der Hoffnung, dass es irgendwie schon gutgehen werde, weil die Schweiz ja ein reiches Land sei. Irgendwie würden die Schweizer Sozialwerke auch in Zukunft bestehen. Um die Bevölkerung zu beruhigen, verlangt man dann wieder ein verschärftes Gesetz, das aber ebenso wenig angewendet wird wie das bisherige.

Martina Bircher ist Aarburger Sozialvorsteherin und SVP-Grossrätin im Kanton Aargau.

Marktschreier des Weltuntergangs

Von Pierre Heumann — Mit den Bestsellern «Eine kurze Geschichte der Menschheit» und «Homo Deus» wurde Yuval Noah Harari zur Kultfigur. Sein düsteres Szenario gipfelt in der Forderung nach staatlichen Eingriffen: Die Politik soll die Menschheit vor den Auswüchsen der künstlichen Intelligenz schützen.



«Furchteinflössende Zukunft»: israelischer Geschichtsprofessor Harari, 41.

Yuval Noah Harari, wortgewaltiger Geschichtsprofessor aus Jerusalem, hat Kultstatus. Sein schneller Aufstieg an die Spitze der intellektuellen Grossgewichte begann 2014 mit seinem Buch «Eine kurze Geschichte der Menschheit». Ein Jahr später landete er seinen zweiten Coup: «Homo Deus. Eine Geschichte von Morgen».

Harari rückte damit zu einem der einflussreichsten Intellektuellen des neuen Jahrhunderts auf. Er wurde zur Ted Global Conference eingeladen, Barack Obama empfahl Hararis Schrift zur Lektüre, Mark Zuckerberg nahm sie in seinem virtuellen Buchklub auf, und Bill Gates meinte, die «Kurze Geschichte der Menschheit» würde zu den zehn Büchern gehören, die er auf eine Insel mitnähme. Und dann hat am Weltwirtschaftsforum (WEF) in Davos, wo er für ein Honorar von angeblich 100 000 Franken einen Vortrag hielt, auch die

deutsche Kanzlerin Angela Merkel das Werk Hararis gelobt. Allein im vergangenen Jahr war er in mehr als fünfzehn Fernsehinterviews vertreten, zudem wurde er von unzähligen Zeitungen und Magazinen befragt, darunter auch von der *Weltwoche* Ende März 2017.

Algorithmen übernehmen die Kontrolle

Inzwischen hat der 41-jährige Historiker seine beiden Bücher weltweit mehr als zehn Millionen Mal verkauft. «Homo Deus» wurde in mehr als 35 Sprachen übersetzt, ist in über 55 Ländern erhältlich und wurde vier Millionen Mal erworben. Allein in China fand das Buch auf Anhieb eine Million Interessenten. Hararis «Kurze Geschichte der Menschheit», mit bisher acht Millionen verkauften Exemplaren ebenfalls ein globaler Bestseller, ist in über vierzig Sprachen erschienen und in mehr als 55 Ländern zu kaufen.

Die Anerkennung kommt nicht von ungefähr. Anschaulich und verständlich beschreibt Harari komplexe Vorgänge. Wo Experten sonst nur ein Spezialgebiet behandeln, richtet er mit der grossen Kelle an und zeichnet ein Gesamtbild. Zum Erfolgsgeheimnis des Bestseller-Historikers gehört die konsolidierende, wertende Synthese einer breiten Palette von Entwicklungen, die sich in Fachpublikationen finden. Er trägt sie zusammen, präsentiert sie packend und eindringlich, scharfsinnig – und mitunter reisserisch.

In seinem ersten Opus zeigt er, wie Primaten aus Ostafrika in ein paar Dutzend Jahrtausenden die Kontrolle über den ganzen Planeten an sich rissen. Der entscheidende Faktor für die Eroberung der Welt, so Harari, sei die menschliche Fähigkeit, viele Individuen miteinander in Verbindung zu bringen. Hätte die Menschheit nicht gelernt, in grosser Zahl flexibel zu-

sammenzuarbeiten, «würden unsere schlaun Hirne und flinken Hände noch immer Feuersteine spalten und nicht Urankerne». Kurz: Die Tatsache, dass der Homo sapiens mit unzähligen Fremden kooperieren könne, erkläre unsere globale Herrschaft.

Da stellt sich natürlich die Frage, was die künftigen Herren der Welt mit ihrer Macht anstellen werden. Sie würden sich in Zukunft mehr von uns unterscheiden als wir uns heute von den Neandertalern, vermutet Harari. Während wir und die Neandertaler menschlich seien, werden unsere Nachfahren seiner Ansicht nach gottähnlich sein. Doch Harari warnt vor Übermut. Das neue Zeitalter verkommt bei ihm zur desperaten Vision: Der Homo sapiens gebe sich und seine Individualität auf und überlasse die Kontrolle den Algorithmen, welche zunehmend die Kontrolle über unser Leben übernehmen.

Zukunftsängste sind bei Harari ein Grundmotiv. Wer den Fortschritt verpasse, werde keine zweite Chance bekommen, schreibt der Professor, der nach eigener Aussage jedes Jahr mehrere Wochen Meditationsferien in Indien einlegt und sich vegan ernährt. Als Schlüsseltechnologien des 21. Jahrhunderts bezeichnet er Biotechnologie und Computeralgorithmen. Diejenigen, die das beherrschen, also im Zug des Fortschritts sitzen, würden «göttliche Fähigkeiten der Schöpfung und Zerstörung erlangen, während diejenigen, die zurückbleiben, vom Aussterben bedroht sind». Harari hält es ganz mit dem zynischen Zukunftsbild des Hollywoodregisseurs Stanley Kubrick. Der optimistischen Sicht des Science-Fiction-Schriftstellers Arthur C. Clarke hingegen, laut der die Menschheit auf eine höhere Entwicklungsstufe zusteuert, kann er nichts abgewinnen.

Schicksal der «nutzlosen Klasse»

Geschickt trägt Harari Erkenntnisse und Entwicklungen einzelner Disziplinen zusammen. Mit seiner Synthese möchte er einen Überblick schaffen im Tsunami aus Innovationen, der über unsere Zivilisation hinwegrollt. Doch dabei zeichnet er ein Schwarzweissbild, das systematisch alle Argumente ausblendet, die seine düstere Vision in Zweifel ziehen könnten.

So warnt er etwa vor dem Entstehen einer neuen Nichtarbeiterklasse. In Zukunft werde es «massenhaft Menschen ohne jeden ökonomischen, politischen oder künstlerischen Wert» geben, welche die Gesellschaft belasten. Diese «nutzlose Klasse» werde nicht nur beschäftigungslos, sondern «gar nicht mehr beschäftigbar sein». Sein pessimistisches Szenario begründet Harari mit dem Vordringen von Technologien, die immer mehr Aufgaben immer besser bewältigen könnten als das Individuum.

Dass es auch ernstzunehmende Forscher gibt, die das anders sehen, erwähnt Harari mit

keinem Wort. Künstliche Intelligenz, von Harari als Jobkiller beschrieben, könnte vielen Menschen helfen, ihrer Arbeit effizienter als bisher nachzugehen, heisst es zum Beispiel in einer neuer Studie der Carnegie Mellon University und des Massachusetts Institute of Technology, die in der Zeitschrift *Science* publiziert wurde. Die Forscher hatten den Einfluss von Machine-Learning-Technologien in zahlreichen Berufen untersucht. Eine Forschungsarbeit des deutschen Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) kommt zwar zum Schluss, dass viele Beschäftigte in Berufen Arbeiten erledigten, die eines Tages von Robotern oder Algorithmen übernommen würden. Aber es müsse in der digitalen Arbeitswelt nicht zwingend zu Jobverlusten kommen. Denn erstens entstünden neue Arbeitsplätze – etwa weil 3-D-Drucker gebaut und gewartet werden müssten. Zweitens könnte die Nachfrage nach Erzeugnissen steigen, die durch den Einsatz effizienter Produktionsmethoden billiger werden.

In der *Harvard Business Review* schreibt die Ökonomieprofessorin Lorie Kletzer, dass Roboter nur dort eingesetzt würden, wo sie den «grössten relativen Produktionsvorteil» hätten. Sie sagt also kein Ende der Arbeit voraus, wohl aber eine Epoche, in der sich

Sogar im kalifornischen Silicon Valley verfängt Hararis antiliberale Polemik.

zahlreiche Branchen an die Welt der Roboter anpassen müssen. Dazu gehören Schulen, Berufsausbildung sowie eine Politik, die Anpassungskosten abfedern hilft. Irrelevant, wie Harari prophezeit, werden die Arbeitnehmer nur dann, wenn sie sich nicht rechtzeitig umstellen.

Zum grimmigen Weltbild von Harari gehört auch die Erwartung, dass die Wissenschaft des 21. Jahrhunderts «die Grundfesten der liberalen Ordnung» untergrabe. Sie bringe den «liberalen Glauben an den freien Willen ins Wanken», zudem auch «den Glauben an den Individualismus». Die Menschen würden laut Harari auf blosse Fleischmaschinen reduziert, die von Algorithmen gesteuert werden, und bald schon durch Metallmaschinen ersetzt werden, die besser seien.

Das Muster ist bewährt. Antiliberale Polemiken, merkte der Schriftsteller Adam Gopnik vor einem Jahr im *New Yorker* an, hätten es immer leichter als liberale Weltanschauungen, sich durchzusetzen. Das zeigt sich in der populären, aber undifferenzierten Voraussage Hararis, dass der Homo sapiens verschwinden werde, sobald sein Gehirn mit Hilfe der Technologie neu verkabelt werden könne. Dabei gibt Harari der künstlichen Intelligenz einen massiv überhöhten Stellenwert: Denn so intelligent die

Maschinen mit dem Computerhirn auch sein mögen, sie sind – zumindest auf absehbare Zeit – wohl kaum autonom. Sie sind lediglich ein Werkzeug, das vom Individuum eingesetzt werden kann.

Der Neurowissenschaftler Eddy Nahmias von der Georgia State University, der sich auf die Debatte zur Frage des freien Willens spezialisiert hat, meint denn ebenfalls: «Der Mensch ist keine biochemische Puppe.» Unser Wille sei zwar vermutlich weniger frei, als wir meinen. Aber das bedeute nicht, dass er überhaupt nicht existiere, schreibt Nahmias in einem Artikel für *Spektrum der Wissenschaft*. Was er darlegt, hätte in Hararis Zukunftsbild keine Chance: Sozialpsychologische Versuche demonstrieren, dass bewusste Überlegungen und Intentionen einen «deutlichen Einfluss» auf unsere Handlungen haben.

Neue Lektionen für das 21. Jahrhundert

Die Angst vor der Zukunft, die Harari als Klischee aufarbeitet, gipfelt in der Forderung nach staatlichen Eingriffen. In Interviews betont er gerne die Notwendigkeit, Algorithmen und deren Auswirkungen auf den Homo sapiens mit neuen Gesetzen zu bändigen. Denn dem Markt allein, ist er überzeugt, dürfe man die Entwicklung nicht überlassen. Damit öffnet Harari der Politik ein neues Tummelfeld: Sie soll die Menschheit mit Paragrafen vor den Auswüchsen der künstlichen Intelligenz schützen.

Wie das genau geschehen soll, sagt er nicht. Und wie eine Volkswirtschaft, die intelligente Roboter mit Vorschriften im Zaun halten will, gegenüber Staaten wie China bestehen soll, die künstliche Intelligenz nicht regulieren, bleibt ebenfalls unklar. Dies gilt auch vor dem Hintergrund, dass Experten der Stanford University der Meinung sind, künstliche Intelligenz entziehe sich den Vorschriften. Es gebe zu viele Arten und Definitionen von künstlicher Intelligenz, um alles über einen Leisten zu schlagen.

Wie dem auch sei, Harari trifft den Zeitgeist. Sogar im kalifornischen Silicon Valley dominiert seine Stimmungsmache, die den Ruf nach Vorschriften begünstigt. Peter Thiel, einer der ersten Facebook-Investoren, will sich laut einem Bericht des *Wall Street Journal* deshalb aus der Technologieszene verabschieden. Er ziehe damit die Konsequenzen aus dem Trend zu einer verstärkten Regulierung, der von Denkern wie Harari befeuert werde.

Doch schon hat der Akademiker, der unweit von Tel Aviv mit seinem Ehemann Itzik lebt, den nächsten Pfeil im Köcher. Im Sommer kommen Hararis «21 Lessons for the 21st Century» auf den Markt. Wetten, dass auch dieses Buch ein Bestseller wird? Der Verlag hat die entsprechende Werbebotschaft bereits publiziert. Um sich in der «furchteinflössenden Zukunft» zurechtzufinden, gebe Harari Anleitungen, die nötiger seien denn je. ○

Personenkontrolle

Guldimann, Leuthard, Schwaller, Leutenegger Oberholzer, Parmelin, Seiler, Cassis, Sommaruga, Pulli, Catrina, Meyer, Maurer, Gaillard, Bodenmann, Riklin, Gurtner, Laederach, Mazzone, Neuhaus, Rytz, von Graffenried

Tim Guldimann, Ehemann, ringt nach Argumenten für seinen schnellen Abgang von der Politbühne. Der ehemalige Vorzeigediplomat, der sich selber als «Internationalrat» bezeichnet, ist nach gut zwei Jahren schon wieder weg. Die Begründungen des Kurzzeitpolitikers scheppern allerdings gewaltig. – Er brauche mehr Zeit für seine Kinder – dabei hatte er im Wahlkampf gesagt, er sei Rentner und habe nichts anderes zu tun. – Er könne nicht vom Berliner Milieu aus Berner Politik machen – dabei liess er sich als erster Auslandschweizer im Parlament feiern. – Die Schweiz habe grosse Defizite bei der Gleichstellung – dabei arbeitet seine Frau gar nicht hier, sondern im Hauptstadtbüro des *Spiegels* in Berlin. Vielleicht hat der überraschende Abgang ja noch andere Gründe. Jedenfalls kam Guldimann einer Peinlichkeit zuvor: Die *Weltwoche* ist im Besitz von primitivsten Beschimpfungen eines Facebook-Freundes von Guldimann, der die Abonnenten dieser Zeitschrift als «verfluchte Drecksäue» bezeichnet und schreibt: «Und jetzt grinst, ihr Deppen, und verschrumpelt auf eurem Totenbett zu einem Stück Scheisse.» Solche Freunde wünscht man niemandem. (gut)

Doris Leuthard, der amtsmüden Magistratin, fliegen die Schlagzeilen um die Ohren. Die CVP-Bundesrätin muss die von CVP-Mann Urs Schwaller präsierte Post aus dem Sumpf ziehen. Die SBB kämpfen mit Beschaffungsproblemen, die Swisscom mit Datenlecks. Der Infrastrukturministerin kommt zupass, dass sie im letzten Sommer deklariert hat, sie wolle nicht mehr lange Bundesrätin sein. Ein lukrativer Job stehe bereits in Aussicht, halt es durch den Blätterwald. Das Verwaltungsratspräsidium der mit der CVP verbandelten Bank Raiffeisen soll es sein. Unmöglich, zetert SP-Nationalrätin Susanne Leutenegger Oberholzer. Sie will in einem parlamentarischen Vorstoss verlangen, dass zurücktretende Bundesräte eine mehrjährige *cooling down*-Phase absolvieren müssen, bevor sie in der Privatwirtschaft Fuss fassen. Das gab es noch nie: Noch bevor Leuthard die Flucht aus ihrem kriselnden Departement angetreten hat, sollen ihr gesetzgeberische Fussfesseln umgebunden werden. (rz)



Poltern gegen Maurer: SP-Politikerin Meyer.



Zu viele Gemeinden: SVP-Mann Neuhaus.



Auf der Jagd: Bundesrat Parmelin.



Gletscher retten: Nationalrätin Mazzone.

Guy Parmelin, Detektiv, will in seinem Verteidigungsdepartement (VBS) den verschwundenen Akten der Schweizer Geheimarmee P-26 nachspüren. Denn der SVP-Bundesrat ist besorgt darüber, dass die historisch aufschlussreichen Unterlagen nicht dort sind, wo man sie bisher vermutete: im Bundesarchiv. Parmelin sind aber nicht nur Geheimakten abhandengekommen, sondern auch sein Geheimdienstchef Markus Seiler. Dieser arbeitet schon seit einiger Zeit als Generalsekretär im EDA von Ignazio Cassis. Bei der Suche nach einem Nachfolger legt Parmelin bisher etwas weniger Eifer an den Tag als bei der Jagd auf die verschwundenen P-26-Dokumente. (hmo)

Simonetta Sommaruga, Arbeitgeberin, treibt eine weitere Mitarbeiterin ihres Departementes in die Flucht. Pálvi Pulli, seit Juli 2017 in Sommarugas Bundesamt für Polizei für internationale Polizeikooperationen zuständig, wechselt nach nicht einmal einem Jahr im Amt ins VBS. Pulli wird auf den 1. April 2018 die Stelle als Chefin Sicherheitspolitik im VBS übernehmen. Der bisherige langjährige Amts-



Lukrativer Job? Bundesrätin Leuthard.

inhaber und Strippenzieher bei Flugzeugbeschaffungen, Christian Catrina, wird zum Delegierten für die Erneuerung der Mittel zum Schutz des Luftraumes ernannt, wie Verteidigungsminister Guy Parmelin schon vor einiger Zeit bekanntgab. (hmo)

Mattea Meyer, Geografin, hat im schwierigen politischen Gelände in Bern den Überblick verloren. Als Finanzminister Ueli Maurer vor einer Woche einen erfreulichen Rechnungsabschluss bekanntgab, polterte der Jungstar der Sozialdemokraten: «Die Finanzpolitik von Bundesrat Ueli Maurer ist schlichtweg unverantwortlich.» Und zwar darum, weil Maurer vom letztjährigen Überschuss in Höhe von 4,8 Milliarden Franken zwei Milliarden Franken Rückstellungen bildete. Was Meyer dabei nicht beachtet hat: Die Fäden von Maurers Finanzpolitik zieht der Chef der Eidgenössischen Finanzverwaltung, Serge Gaillard, in den neunziger Jahren unter SP-Präsident Peter Bodenmann finanzpolitisches Aushängeschild der Linken und leitender Funktionär des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes. (hmo)

Kathy Riklin, Residentin, stört sich daran, wenn die Wohnung an der Schipfe, die ihr die Stadt zu Vorzugskonditionen vermietet, als «subventioniert» bezeichnet wird. Jetzt bekommt sie Unterstützung von **Kuno Gurtner**, Kommunikationschef der städtischen Liegenschaftenverwaltung. Nachdem die «Personenkontrolle» in der vergangenen Ausgabe das böse S-Wort in Zusammenhang mit Riklins Residenz verwendet hat, nahm die Stadt wie folgt Stellung: «Die Liegenschaftenverwaltung der Stadt Zürich weist uns darauf hin, dass weder **Anna Katharina Laederach** noch **Kathy Riklin** eine subventionierte Wohnung belegen.» Beide Wohnungen würden «nach dem Prinzip der Kostenmiete vermietet», wo «der gesamte Aufwand durch den Mietzins gedeckt» sei. Subventioniert sei eine Wohnung nur dann, wenn staatliche «Gelder verwendet werden, um die Mietzinse zu verbilligen». Das sei bei beiden Wohnungen nicht der Fall. Dass die Wohnungen auf dem freien Markt viel teurer wären, bestreitet aber nicht einmal die Stadt. (fsc)

Lisa Mazzone, Umweltschützerin, sorgt sich um die Schweizer Gletscher. Die junge grüne Nationalrätin aus dem Kanton Genf will dem Gletscherschwund mit rechtlichen Mitteln zu Leibe rücken. Ihr schwebt vor, die gefährdeten Naturschätze als juristische Personen anzuerkennen. Gletscher beziehungsweise ihre Anwälte könnten dann vor Gericht Klage gegen das Schmelzen führen. Die Schweiz wäre nicht das erste Land, das einen solchen Schritt machen würde: Neuseeland hat erst kürzlich einen Fluss als Person anerkannt. Dem Bundesrat geht der Vorschlag dennoch zu weit. Gletscher seien «herrenlose Sachen», teilt er in seiner Antwort auf den Vorstoss von Mazzone etwas kühl mit. Und Sachen könne man keine eigene Rechtspersönlichkeit geben. Selbst bei Tieren sei das nicht möglich. (fon)

Christoph Neuhaus, Optimierer, will den Kanton Bern umkrepeln. Der SVP-Mann, der im bernischen Regierungskollegium für Gemeindefragen verantwortlich ist, ist zum Schluss gekommen, dass 347 bernische Gemeinden zu viel des Guten seien. Ein Kanton mit 100 oder 150 Gemeinden sei in vielerlei Hinsicht vorteilhafter als das derzeitige Puzzle. Schon jubelt die grüne Berner Nationalrätin **Regula Rytz**, die im Frühjahr 2017 den Verein «Bern neu gründen» mitgegründet hat. Auch der grüne Berner Stadtpräsident **Alec von Graffenried** jubelt, zumal sein Machtsprengel bei der ange-dachten Grossfusion explodieren würde. Das Studium der Berner Presse lässt allerdings Zweifel aufkommen, ob das Projekt reelle Chancen hat. Die Berner Obrigkeit will zwar behutsam vorgehen, sie schliesst aber Entscheide «von oben nach unten» nicht aus. Damit ist die Idee wohl gestorben, bevor ein für die Gemeinden halbwegs akzeptables Projekt geboren ist. (rz)

Nachruf



Genoss er die Stille? Tölpel Nigel.

Nigel (?–2018)—Er war ein Tölpel, was aber in seinem Fall nicht ehrenrührig ist, weil es sich bei ihm um einen Seevogel dieses Namens aus der Ordnung der Ruderfüsser handelte. Dennoch mögen ihn Zyniker für einen Dummkopf halten, angesichts seines merkwürdigen Verhaltens. Doch Romantiker werden in seinem Leben die grosse, herzbewegende Tragödie einer unerfüllten Liebe erkennen.

Alles begann vor einigen Jahren, als sich Nigel auf der kleinen neuseeländischen Insel Mana niederliess. Die Behörden versuchten seit langem, auf diesem Felsen-

eiland eine Vogelkolonie anzusiedeln – aus welchen Gründen auch immer. Zu diesem Zweck stellten sie insgesamt achtzig liebevoll aus Beton gegossene Vogelattrappen auf und installierten Lautsprecher, die in regelmässigen Abständen Tölpel-Schreie hinaus in die Weite des Pazifischen Ozeans trugen.

Doch die Bemühungen blieben erfolglos. Einzig Nigel erlag den Sirenenklängen und den Verlockungen der steinernen Vögel. Er landete, erkor sich einen Betonvogel zum Weibchen, umhegte es und pflegte es, putzte seine Federn und baute ihm sogar ein Nest. Dass seine Zuneigung unerwidert blieb, schien ihn nicht zu verdriessen. Vielleicht genügte es ihm, dass ihm seine bessere Hälfte nie Widerworte gab.

Für Ornithologen war Nigel von besonderem Interesse, denn Tölpel lieben gemeinhin die Gesellschaft von Artgenossen und nisten daher im Allgemeinen in grossen, kreischenden Kolonien. «Aber es gibt eben manchmal auch unter Tölpeln Individualisten», merkte der neuseeländische Naturschützer Chris Bell an, der all die Jahre ein Auge auf den Einzelgänger hatte. Denkbare auch, dass Nigel mit seiner stummen Kolonie zufrieden war und die Stille genoss.

Da auch keine natürlichen Feinde auf der Insel lebten, war ihm ein friedliches Leben beschieden. Er starb, so der Obduktionsbefund, an Altersschwäche. Wirklich? Wenige Tage vor seinem Tod waren zum ersten Mal drei weitere Tölpel auf Mana gelandet und geblieben. So viel Aufregung war dann möglicherweise für den Eremiten Nigel zu viel gewesen. *Wolfgang Koydl*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Anforderungsprofile helfen bei der Berufswahl

ab Montag, 26. Februar 2018, täglich um 17.15 Uhr auf



und ab Montag, 5. März 2018, täglich um 17 Uhr auf



und unter:

www.fokus-kmu.tv

Bersets Kunstfehler

Von *Philipp Gut* — Der Gesundheitsminister hat seine Regierungskollegen beim neuen Ärztetarif lückenhaft informiert, vielleicht sogar absichtlich getäuscht und Einwände der bundeseigenen Juristen weggewischt. Das Ergebnis: Die seit Januar geltenden Tarife sind möglicherweise illegal.



Einheitskasse, Globalbudgets und Staatsmedizin: SP-Bundesrat Berset.

Hat Alain Berset (SP) seine Bundesratskollegen angeschwindelt? Oder hat er sein Departement nicht im Griff? Ist er von seinen Beamten, allen voran von Pascal Strupler, dem mächtigen Direktor des Bundesamtes für Gesundheit (BAG), im Vorfeld eines wegweisenden Entscheids nicht richtig gebrieft worden? Das sind keine abstrakten oder gar polemischen Fragen. Es geht vielmehr um einen sehr konkreten Vorgang, der sich aufgrund von verwaltungsinternen Dokumenten, die der *Weltwoche* vorliegen, nachzeichnen und belegen lässt.

Die ganze Causa verdichtet sich in einem Satz von Alain Berset persönlich. Es ist ein Satz, der ihm noch Probleme bereiten könnte und der seine Glaubwürdigkeit als integrierter Bundesrat zu beschädigen droht.

Worum geht es? Am 16. August 2017 stellt Berset seinen Regierungskollegen den formellen Antrag zu einem umstrittenen Geschäft:

der «Änderung der Verordnung über die Festlegung und die Anpassung von Tarifstrukturen in der Krankenversicherung». Berset stellte dem Bundesrat den Antrag, dem Beschlussentwurf seines Eidgenössischen Departements des Innern (EDI) zuzustimmen – was der Bundesrat dann auch getan hat.

Strahlender Sieger

Ziel der neuen Verordnung war es, den schwelenden Tarifstreit zwischen Ärzten und Krankenkassen zu beenden. Berset wollte nach der Schlappe bei der AHV-Reform in seinem Kerndossier einen Erfolg. Rechtzeitig zum Start seines Jahrs als Bundespräsident sollte sein Departement im Bundesrat mit einer neuen Lösung punkten. Strahlender Sieger über den zankenden Parteien: Alain Berset.

Bei seinem forschen Vorstoss enthielt Berset den Kollegen im Bundesrat nun allerdings entscheidende Informationen vor. Wörtlich

schrieb er im Antrag, die Bemerkungen des Bundesamts für Justiz (BJ) seien «in ihrer Gesamtheit berücksichtigt» worden. Und weiter: «Es verbleiben keine Differenzen.»

Der Hintergrund: Dem Bundesamt für Justiz kommt die routinemässige Aufgabe zu, neue Verordnungen und Gesetze auf ihre Rechtmässigkeit zu prüfen. Berset schreibt in dem zitierten Antrag, dies sei bei den neuen Ärztetarifen ordnungsgemäss gemacht worden, und die juristische Expertise des BJ sei vollumfänglich («in ihrer Gesamtheit») in die Vorlage eingeflossen, ja, das EDI und die Justizprüfer seien sich in allen Punkten einig («Es verbleiben keine Differenzen»).

Diese Darstellung von Berset hat einen Haken: Sie ist nachweislich falsch. Tatsache ist nämlich, dass das BJ Bersets Innendepartement und im Speziellen das BAG während des gesamten Rechtsetzungsverfahrens immer wieder darauf hingewiesen hat, dass die neuen Be-

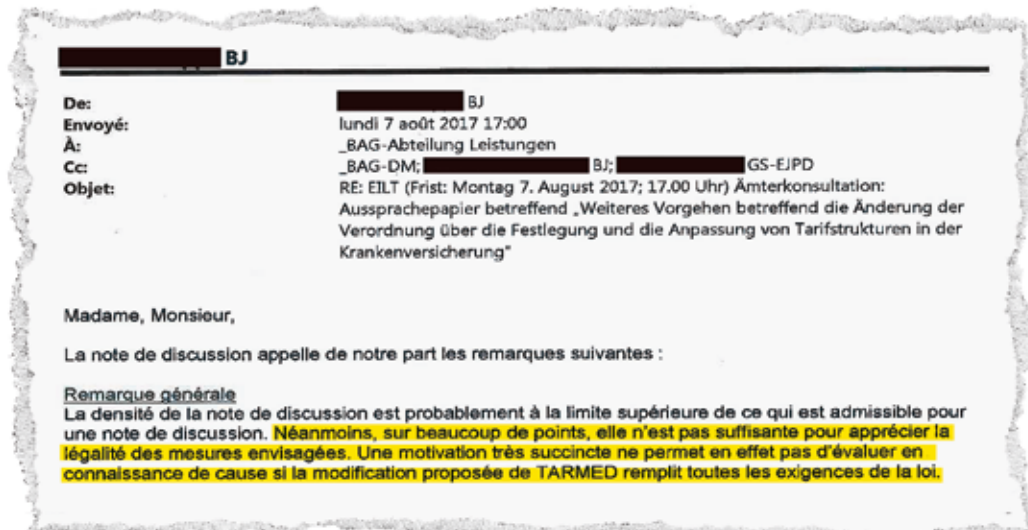
stimmungen juristisch wacklig sind, um es vorsichtig auszudrücken. Noch am 11. September 2017, gut einen Monat bevor der Bundesrat die Verordnungsänderung endgültig verabschiedete (18. Oktober), machten die Juristen einen «allgemeinen Vorbehalt» («réserve générale») hinsichtlich der fehlenden Gesetzmässigkeit geltend. Sie könnten die Legalität des Tarifeingriffs nicht «substanziell evaluieren», schrieben die Rechtsexperten. Dazu lägen ihnen vom EDI keine ausreichenden Daten vor.

Dies war nur der letzte, wenn auch sehr grundsätzliche Einwand der Juristen. Sie haben das BAG wiederholt auf die juristischen Schwachpunkte der Vorlage hingewiesen. Die ersten kritischen Bemerkungen stammen bereits von Mitte Februar 2017. Schon damals – noch vor Beginn der öffentlichen Vernehmlassung am 22. März – stellte das BJ anlässlich der offiziellen Ämterkonsultation die rechtliche Basis des geplanten Tarifeingriffs in Frage. «[...] on peut douter que le Conseil fédéral soit libre de fixer unilatéralement la structure tarifaire», heisst es im französischen Originaldokument. Es sei zu bezweifeln, ob der Bundesrat den Tarifeingriff eigenmächtig, gestützt auf Art. 43 Abs. 5 des Krankenversicherungsgesetzes (KVG), vornehmen dürfe (dieser Artikel regelt die Tarife und Preise).

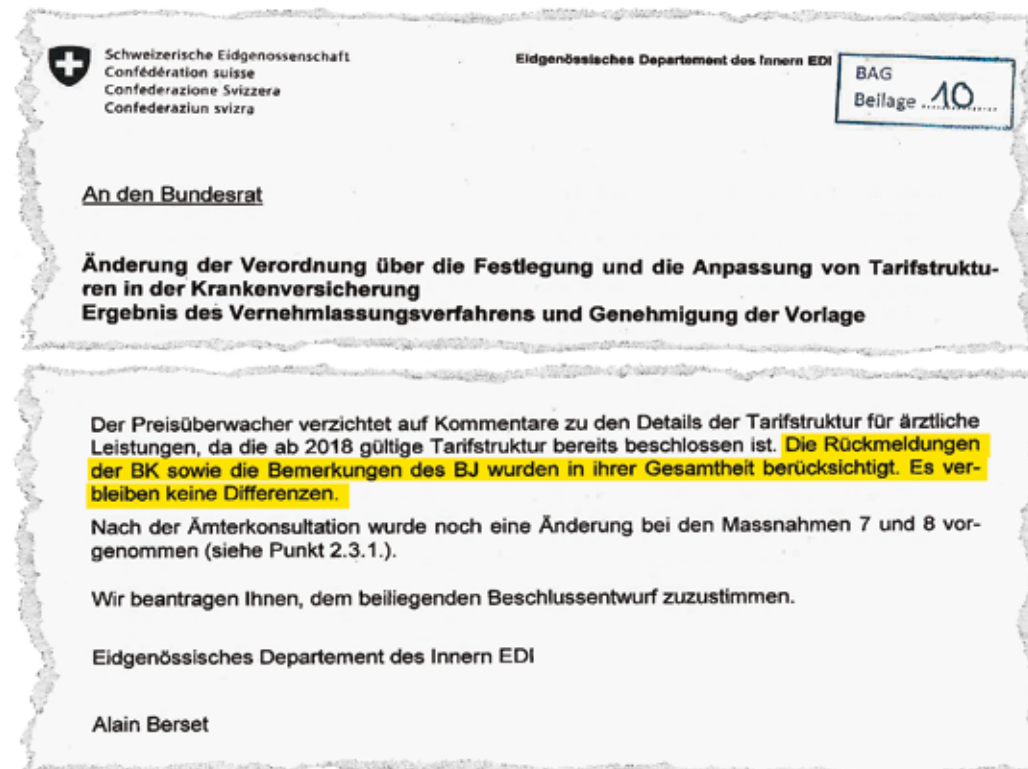
Ebenfalls zu diesem frühen Zeitpunkt machte das BJ das BAG auf das erhöhte Risiko («des risques élevés») aufmerksam, dass Ärzte, Verbände oder Spitäler die neue Tarifordnung juristisch anfechten könnten. Dies regelt Art. 89 KVG: Er sieht die Möglichkeit von kantonalen Schiedsgerichten vor, wenn es zu Streitigkeiten zwischen Versicherern und Leistungserbringern wie Ärzten und Spitälern kommt.

Schiedsgericht: Eingriff widerrechtlich

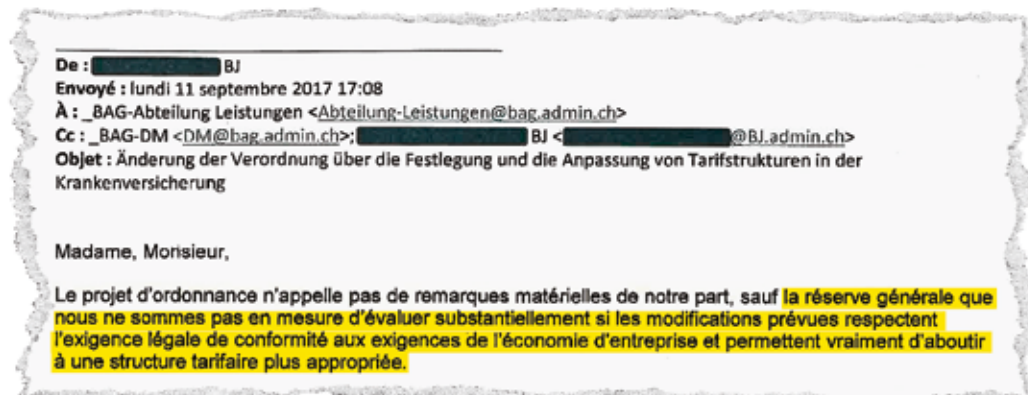
Der Gesundheitsminister ignorierte nun, ob wissentlich oder von seinen eigenen Leuten falsch informiert, die gravierenden Einwände des Justizdepartements von Parteikollegin Sommaruga. Dies ist umso schwerwiegender, als Berset eigentlich hätte gewarnt sein sollen. Denn bereits Bersets erster Tarifeingriff vom Oktober 2014 war juristisch hochumstritten. Ein Gerichtsfall aus dem Kanton Luzern kommt nun sogar vor Bundesgericht. In erster Instanz hatte das Schiedsgericht entschieden, dieser erste Eingriff sei illegal gewesen. Das Urteil erging am 29. Mai 2017, just während der Vernehmlassung für die jüngste Tarifanpassung, ohne dass dies einen ersichtlichen Einfluss auf die Vorlage gehabt hätte. Verschiedene Leistungserbringer versehen ihre Rechnungen seither mit einem Vorbehalt. Sollte das Bundesgericht den Luzerner Entscheid bestätigen, würde dies wohl weitere Klagen nach sich ziehen. Dieselbe Gefahr droht jetzt erneut bei den Tarifen, die seit Januar in Kraft sind. Warum wischte der vorgewarnte Berset nun auch die neuerlichen Bedenken des Justizamts beiseite?



«In vielen Punkten ungenügend»: Warnung des Bundesamtes für Justiz, 7. August 2017.



«Keine Differenzen»: Bersets faktenwidriger Antrag an den Bundesrat, 16. August 2017.



«Allgemeiner Vorbehalt»: Einschätzung der Bundesjuristen, 11. September 2017.

Damit kommen wir zurück zu den Warnschildern, die das Bundesamt für Justiz im Rahmen der Ämterkonsultation für die neue Tarifstruktur aufstellte. In seiner Stellungnahme vom 16. Februar 2017 wies das BJ das BAG darauf

hin, dass der Bundesrat nicht nur die geplanten neuen Eingriffe, sondern auch die Kürzungen im Rahmen des Eingriffs von 2014 begründen und rechtfertigen müsse. Damals wurden bestimmte Positionen um 8,5 Prozent gekürzt.

Und schon damals hatte das Bundesamt für Justiz gemahnt, Bersets Tarifeingriff habe eine politische Motivation. Er wolle damit die finanzielle Situation der Hausärzte verbessern. Es sei jedoch fraglich, ob dies genüge, die bestehenden Tarife als «unsachgerecht» zu bezeichnen, wie es Bersets Leute getan hätten. «Sachgerechtigkeit» ist ein Grundsatz aus dem Krankenversicherungsgesetz und bedeutet, dass die Vergütungen der verschiedenen Leistungen in einem angemessenen Verhältnis zueinander stehen müssen.

Den nächsten Schritt macht Berset am 22. März 2017 zum Start der Vernehmlassung. Er bringt den Entwurf seines Departements in den Bundesrat und schreibt, «die Bemerkungen des BJ wurden in ihrer Gesamtheit berücksichtigt». Fakt ist: Die Vorbehalte des BJ hinsichtlich Überprüfbarkeit, Gesetzmässigkeit und Risiken des zweiten Tarifschnitts werden in diesem Antrag nicht erwähnt. Berset suggerierte damit gegenüber seinen Regierungskollegen, die Vorlage sei rechtmässig, obwohl dies zweifelhaft war.

«Eingeständnis der Ohnmacht»

Diese Zweifel konnte oder wollte das Innendepartement auch in der Folge nicht ausräumen. Dies zeigen die anhaltenden Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Bundesamt für Justiz auf der einen und dem Bundesamt für Gesundheit und dem ebenfalls involvierten Generalsekretariat von Berset auf der anderen Seite. In einer Stellungnahme zu einem Aussprachepapier zum weiteren Vorgehen vom 7. August 2017 schreiben die Rechtsexperten des Bundes, das Papier sei «in vielen Punkten ungenügend», um eine rechtliche Überprüfung der geplanten Änderungen durchzuführen: «Sur beaucoup de points, elle n'est pas suffisante pour apprécier la légalité des mesures envisagées. Une motivation très succincte ne permet en effet pas d'évaluer en connaissance de cause si la modification proposée de Tarmed remplit toutes les exigences de la loi.» Die knappe Darstellung und Begründung erlaube keine seriöse Prüfung, ob die geplanten Eingriffe gesetzeskonform seien.

Weiter moniert das BJ, der Bundesrat müsse darauf achten, dass die neuen Tarife mindestens so sachgerecht seien wie die bestehenden – und es seien auch die übrigen gesetzlichen Anforderungen zu erfüllen. Es bemängelt mehrere Punkte, bei denen dies nur lückenhaft der Fall sei.

Das Ganze ist sehr technisch und kompliziert. Aber aufschlussreich in Bezug auf die gesetzlich grenzwertigen Durchgreifer-Allüren des Gesundheitsministers. Ein vom BJ genannter Vorbehalt ist die sogenannte Dignität, die Berset auf den fixen Faktor 0,985 festsetzte. Dignität bedeutet die fachliche Qualität, die ein Arzt nachweisen muss, um eine bestimmte Leistung in Rechnung zu stellen. Mit Bersets neuen Tarifen werden hochausgebil-

dete Spezialärzte schlechter- und normale Hausärzte bessergestellt.

Ein zweites Beispiel betrifft den Gesichtspunkt der «Wirtschaftlichkeit». Berset ebnete die Vergütungen für unterschiedlich komplizierte Operationen ein, was das BJ ebenfalls ungenügend («insuffisante») legitimiert fand.

Ein drittes Beispiel dreht sich um die «Minutagen», also die Grundeinheit von fünf Minuten bei der Berechnung der Arztkosten. Hier stellte das BJ die Frage, ob man wirklich alle medizinischen Leistungen in dieses Korsett zwingen könne. Komplexe Fälle, etwa bei Radiologen, könnten damit nicht adäquat erfasst werden. Die Aussage, «im Durchschnitt sind die ärztlichen Leistungen des Radiologen damit genügend abgebildet», sei falsch, weil diese komplexen Fälle nicht sachgerecht abgebildet seien. Wir können hier nicht die gesamte Mängeliste des Bundesamtes für Justiz aufzählen. Ein Punkt bleibt aber zu erwähnen, den auch die Ärzte mit Interesse zur Kenntnis nehmen dürften. Das sind die Kosten. Es sei davon auszugehen, «dass die Leistungen nach wie vor kostendeckend erbracht werden können», schreiben Bersets Beamte im Aussprachepapier vom 7. August. Die Juristen des BJ halten dagegen: Das sei ein «Eingeständnis der Ohnmacht» («un aveu d'impuissance»), denn der Bundesrat solle die Tarifstruktur nicht ändern, ohne zu wissen, ob die neuen Tarife tatsächlich wirtschaftlich sind.

Gefruchtet haben die Mahnrufe der Juristen nichts. Neun Tage später, am 16. August, brachte Alain Berset die praktisch unveränderte Vorlage in den Bundesrat, wobei er die

Das Vorgehen von Berset offenbart gesetzlich grenzwertige Durchgreifer-Allüren.

überraschenden Sätze formulierte, die Rückmeldungen der Ämterkonsultation und die Bemerkungen des BJ seien «in ihrer Gesamtheit berücksichtigt» worden. «Es verbleiben keine Differenzen.»

Dass dem nach wie vor nicht so ist, zeigt die nicht verstummende Kritik des Bundesamtes für Justiz, das am 11. September beim BAG einen allgemeinen Vorbehalt («réserve générale») deponierte. In einem juristisch und ökonomisch zentralen Punkt – nämlich der Frage, ob die geplanten Neuerungen wirtschaftlich sind und zu einer sachgerechteren Tarifstruktur führen – könne es keine substantielle Antwort geben, so das BJ. Diese Frage blieb offen. Bis heute. Ob die auf diesem dünnen Eis am 1. Januar 2018 eingeführten Tarife legal sind und möglichen Anfechtungen von Seiten der Ärzte und Spitäler standhalten werden, wird sich zeigen.

Politisch bleibt die Frage zu klären, welcher Teufel Alain Berset geritten hat. Wie um alles in der Welt kam der sonst so trittsichere und

gewandte Magistrat dazu, seinen Bundesratskollegen die Differenzen mit den Juristen zu verschweigen und sich sogar zur Behauptung zu versteigen, es gebe diese Differenzen nicht? Logisch gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder wusste Berset von den Einwänden – dann hat er seine Bundesratskollegen falsch informiert und getäuscht. Oder er wusste nichts davon – dann hat er ein gravierendes Führungsproblem. Verantwortlich ist er als federführender Bundesrat und Gesundheitsminister sowieso. Im ersten Fall – der vorsätzlichen Irreführung der Kollegen – wäre er darüber hinaus auch als persönlich schuldig zu bezeichnen.

Was wusste er?

Wie ist Bersets politischer Kunstfehler zu werten? Das Bundesamt für Justiz sei so etwas wie das juristische Gewissen der Verwaltung, sagen Insider. Es sei immer schwerwiegend, wenn man dessen Expertise übergehe. Doch es komme durchaus auch vor, dass es eine politische Idee hinter einem juristischen Argument verstecke. Man müsse die Empfehlungen des Justizamts also nicht sklavisch umsetzen, sonst hätte dieses eine praktisch unbegrenzte Macht.

Allerdings, sagen Kenner, es sei üblich, die Ergebnisse der Ämterkonsultation aufzulisten. Ein korrektes Vorgehen sei, transparent zu machen, welche Einwände vollständig, welche teilweise und welche nicht berücksichtigt worden seien. Dann könne man sich eine eigene Meinung bilden. Abweichende Ansichten oder gar juristische Empfehlungen dürften nicht unterschlagen werden. Es sei immer schwerwiegend, wenn man Einwände des Justizamts übergehe.

Auf die Frage, was Berset zur faktenwidrigen Aussage vom März und August gegenüber dem Bundesrat bewogen habe, sämtliche Einwände des BJ seien berücksichtigt worden und es blieben keine Differenzen, schreibt sein Departement: «Als der Bundesrat Ende Oktober 2017 über die Verordnungsänderung entschieden hat, bestanden keine ausgewiesenen Differenzen mehr. Das Geschäft hat vorher den ordentlichen gesetzgeberischen und politischen Prozess durchlaufen.»

Berset hat dies wiederholt behauptet – ohne dass es deshalb richtiger würde. Über sein Motiv kann man nur spekulieren. Sicher ist: Viele unternehmerisch denkenden Ärzte, deren Tarife gekürzt worden sind, sind nicht gut auf den SP-Gesundheitsminister zu sprechen. Sie unterstellen ihm eine politische Agenda mit Einheitskasse, Globalbudgets und Staatsmedizin. Betroffen von den jüngsten Tarifanpassungen sind – was den ambulanten Teil betrifft – auch öffentliche Spitäler. Diese müssten in Zukunft stärker als bisher durch die Kantone quersubventioniert werden. Auch dies könne durchaus im Sinne von Bersets linker Politik sein, denn so würde das Gesundheitswesen letztlich über die Steuern der Bürger finanziert. ○



Die andere Sicht

Roger Köppel im Gespräch mit Matthias Aebischer über die brisanten Themen des Monats

Mittwoch, 7. März 2018

Ort: Restaurant «Zum Äusseren Stand», Zeughausgasse 17, Bern

Beginn: 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

Anmeldung bis 5. März erforderlich an:

ontheroad.aebischer@weltwoche.ch

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail
(beschränkte Teilnehmerzahl).

Weitere Veranstaltungen:

22. März: Tamara Funicello, Bern; ontheroad.funicello@weltwoche.ch

Genauere Informationen folgen.

Gesund durch Crash

Von Beat Gygi und Doriano Strologo (Illustration) — Der kürzlich erlebte Börseneinbruch hat das Publikum erschreckt. Noch erschreckender wäre eine Fortsetzung des Höhenflugs.



Geldpolitische Experimente.

Aus strahlend heiterem Himmel hat an der New Yorker Börse vor gut einer Woche der Blitz eingeschlagen. Flash-Crash heisst in der Fachsprache der schlagartige Kurseinbruch, der an diesem Montag den weltweit tonangebenden Börsenindikator Dow Jones innerhalb von wenigen Stunden um so viele Punkte nach unten drückte, wie man es vorher noch nie an einem Stück erlebt hatte. Auch wenn sich der Markt anschliessend gleich wieder fing und das schockartige Kursminus nicht viel mehr als 5 Prozent betrug – viele Leute sind zutiefst erschrocken, weil sie sich noch bis vor gut zwei Wochen in einem nicht enden wollenden Aufwärtstrend wähnten, in einem mächtigen Sog, der auf breiter Front alle Werte mit nach oben zog, selbst bisher vernachlässigte Aktien mittelprächtiger Firmen. Investoren, Politiker und Medien hatten mit zunehmender und ansteckender Begeisterung den rauschenden Höhenflug genossen, nun ist das schöne Gefühl plötzlich weg.

Wie kam es zu diesem Blitz? Blickt man zurück auf die zwei jüngsten grossen Börseneinbrüche nach dem Platzen der Internetblase 2002/2003 und nach Ausbruch der Finanzkrise 2008/2009, muss man jedenfalls sagen: In bei-

den Fällen waren damals schon grosse Gewitterwolken sichtbar, das eine Mal mit Blick auf Bilanzschummeleien in Konzernen und aufgeblähte Technologiefirmenwerte, hinter denen keine Ertragskraft stand, das andere Mal im Zusammenhang mit zahlungsunfähigen Banken. Heute sind derartige Notsituationen kein grosses Thema. Auf die bange Frage, ob es bald wieder Orkane geben könnte wie 2002 oder 2008, kann man also eine einigermaßen beruhigende Antwort geben – wobei die prominente Gegenmeinung dazu auch schon bekannt ist: Der amerikanische Investor Carl Icahn hielt dieser Tage den baldigen grossen Crash für sehr wahrscheinlich, weil er die passiv geführten Anlagefonds, die ETF, als zu wenig transparent und vertrauenerweckend und damit als mögliche Brandbeschleuniger einstuft.

Anzeichen einer Normalisierung

Der Blitz hängt vielleicht damit zusammen, dass die Leute plötzlich das Gefühl haben, das gigantische geldpolitische Experiment der Notenbanken zur Rettung der Welt gehe allmählich seinem Ende entgegen. Das würde heissen, dass die Überschwemmung der Wirtschaft mit

billigem Geld und das Diktat der Nullzinsen langsam an Wirkung verlieren, oder anders gesagt: dass die Tage der Überflussgesellschaft gezählt sind und sich die Unternehmen und Menschen allmählich wieder mit einer Wirklichkeit anfreunden müssen, in der härter gerechnet wird, in der also zwei und zwei vier sind. Das würde auch heissen, dass nicht mehr so viel Geld aus den Rohren der Notenbanken fliessen würde, welches dann einfach in die Finanzmärkte geleitet und durch den Kauf von Aktien, Immobilien oder auch Wertanlagen an Kunst- und Luxusgütermärkten in Vermögen mit Aussicht auf weitere Preissteigerungen umgewandelt werden kann.

Anzeichen einer Normalisierung zeigen sich nun am ehesten in den USA, die sich bereits seit 2010 in einer relativ stetigen wirtschaftlichen Erholung befinden und so weit in Schwung gekommen sind, dass die Arbeitskräfte fast überall ziemlich knapp sind. So mussten die Firmen die Löhne erhöhen, um genug Leute zu finden, besonders auch bei ganz normalen Industriestellen. Die US-Lohntwicklung gibt schon seit längerem zu reden, denn zusammen mit den Erdölpreissteigerungen ergeben sich daraus erste deutliche Inflationsanzeichen. Sollte die Inflation ernsthaft erwachen, müssten die Zentralbanken blitzartig zur Stelle sein, um wieder Geld aus der überfluteten Wirtschaft abzupumpen, sonst fliesst das in die Preise.

Mehr Ehrlichkeit

Zinserhöhungen sind ein Mittel zum Abschöpfen – und erste Anzeichen davon sieht man heute. Denn bei der Normalisierung der Geldpolitik scheinen die USA der Welt ebenfalls voranzugehen. Die US-Notenbank hat den Leitzins unter der bisherigen Chefin Janet Yellen nun schon in etlichen kleinen Schritten von fast null auf 1,5 Prozent erhöht. Dieser Zins ist zwar immer noch sehr niedrig, aber die nach oben weisende Treppe erzeugt bei Marktteilnehmern den Eindruck, die Geldpolitik finde zurück zu normalen Verhältnissen – zumal nun Yellens Nachfolger Jerome Powell als geringfügig strenger gilt.

Normalisierung der Wirtschaft, Normalisierung der Geldpolitik – wenn diese zwei Drähte zusammenkommen, gibt es also einen Blitz, selbst bei hellstem Himmel. Zu Recht. Würde die Normalisierung tatsächlich ernsthaft so weit getrieben, dass die Notenbanken die Zinsen nicht mehr nach unten verzerren, dann kämen viele

Firmen, Staatseinrichtungen und private Haushalte wirtschaftlich in eine Art Fleischwolf. Wer bisher praktisch keine Zinsen für seine Schulden bezahlen musste, wird bei einer Zinserhöhung mit einer brutalen Kostenerhöhung konfrontiert. Wer eine Hypothek statt mit 1 Prozent der einst mit 4 Prozent verzinsen muss, zahlt also den vierfachen Betrag an seine Bank.

Höhere Zinsen würden aber vor allem heissen: mehr Ehrlichkeit bei Investitionsprojekten. Wer zu Null- oder Niedrigzinsbedingungen Geld in eine Fabrik oder einen Wohnblock steckt, steht nicht unter grossem Druck, eine anständige Rendite herauszuholen, das Geld ist ja gratis. Allzu grosse Anstrengungen oder Vorsicht lohnen sich gar nicht. Auf diese Weise haben in der Geldschwemme seit 2008 viele Firmen mit billigem Geld leichtfertig Projekte finanziert, die bei einer Zinserhöhung in die roten Zahlen kämen, weil sie ihre Kosten nicht mehr trügen. Und viele Anleger haben Immobilien gekauft, die im Boom der Nullzinswelt lukrativ erscheinen, aber bei einer Zinserhöhung zum Verlustgeschäft würden.

In all diesen Fällen heisst eine Zinserhöhung also: Bilanzwerte nach unten korrigieren, Abschreibungen machen, Verluste verbuchen, Ärger herunter schlucken, die Lage neu überdenken. Das Gleiche geschieht an der Börse. In der Wirklichkeit anzukommen, tut weh, wenn dies via Crash geschieht. Das ist aber eine

Voraussetzung dafür, dass man sein Geld und seine Anstrengungen bei den nächsten Entscheidungen besser einsetzt. Kurseinbussen bringen Klarheit und Informationen für die Neuorientierung beim Investieren.

Und Europa?

Aber wollen die Notenbanken den Leuten überhaupt weh tun? Nein, vieles deutet darauf hin, dass sie lieber beliebt sein wollen. Begonnen hat das Spiel der amerikanische Notenbankchef Alan Greenspan in den neunziger Jahren, der immer bei Börsenturbulenzen zur Geldspritze griff und der Wirtschaft eine Injektion verpasste, die die Kurseinbussen in Grenzen halten sollte. Dieses Ritual erhielt den Namen «Greenspan put», was frei übersetzt heisst: «Sorge dich nicht! Wenn die Kurse stürzen, kommt Greenspan und fängt sie auf.» Greenspan genoss seine Macht, die Marktteilnehmer wussten ihre Sicherheit zu schätzen – alles auf Kosten der übrigen Wirtschaft. Dies ging weiter mit den US-Notenbankchefs Ben Bernanke, der 2007/2008 zum Super-Retter wurde, und der Nachfolgerin Yellen.

In der Euro-Zone hat zunächst der Franzose Jean-Claude Trichet Rettungsaktionen eingeleitet, so richtig aufgedreht hat aber der 2011 an die Spitze der Europäischen Zentralbank (EZB) gekommene Italiener Mario Draghi, dem auch der Begriff «Dicke Berta» geeignet erschien, um das bis heute anhaltende Dauer-

feuer aus der EZB-Artillerie zu umschreiben. In Europa haben sich die Firmen unter dem Geldregen nur mangelhaft an die neuen Verhältnisse angepasst. Die Ehrlichkeit kam zu kurz. Wie Norbert F. Tofall vom Flossbach von Storch Research Institute kürzlich darlegte, würden heute allein in Deutschland ein Fünftel der Unternehmen einen Zinsanstieg um 3 Prozentpunkte oder eine Zinszunahme um 1,5 Prozent bei gleichzeitigem Gewinnrückgang von 20 Prozent nicht überleben. Anders gesagt: Sie haben sich nicht fit gemacht.

In der Wirtschaft wimmelt es von Zombie-Unternehmen, die bei einer Normalisierung der Zinsen verschwinden würden, auch in Italien. Zombie-Firmen absorbieren Geld und Menschen, die eigentlich viel Gescheiteres zu tun hätten. Ein paar dosierte Börsencrashes, die solche Schmarotzer aus dem Markt würfen, wären viel wert. Aber dann kämen die Staaten auch in Not. Erfahrene Geldpolitiker halten es für unwahrscheinlich, dass die EZB die Zinsen erhöhen wird, wenn dies für einzelne Staaten schlecht wäre, namentlich für die Schulden-Sorgenkinder Italien, Portugal oder Frankreich. Da im EZB-Rat die Vertreter der unsoliden Südländer die Mehrheit haben, werden sie Zinserhöhungen und damit die geldpolitische Normalisierung sogleich stoppen, sobald der erste kleine Schmerz juckt. Das heisst für Europa: keine Crashes, keine Genesung. ○



Gi LEBEN
IM
GARTEN
ar
di 14.-18. MÄRZ 18
MESSE
ZÜRICH
na

20th
EDITION

JUBILÄUMSAUSGABE

Das Garten- erlebnis des Jahres.

Feiern Sie mit uns die 20. Ausgabe des europaweit einzigartigen Gartenereignisses und erleben Sie die neusten Trends für Garten, Terrasse und Balkon mit all Ihren Sinnen.
giardina.ch/tickets

Jardin Suisse

SonntagsZeitung

CHAMPAGNE
PERRIER JOUËT

zurisee
radio

SBB CFF FFS
RailAway-Kombi

Stabil wie ein Kartenhaus

Von Wäis Kiani — Während sich Frauen mit Neid aufhalten, haben Männer längst verstanden, was stark macht: Freundschaft. Für Frauen ein ziemlich fremdes Konzept.



Ein falsches Wort, und alles ist vorbei: Kim Cattrall (l.) und Sarah Jessica Parker.

Letzte Woche lieferten sich die aus «Sex and the City» («SATC») bekannten Schauspielerinnen Kim Cattrall und Sarah Jessica Parker (SJP) einen öffentlichen *bitch fight* auf Instagram. Der Anlass dafür ist leider sehr traurig: Kims Bruder war tot aufgefunden worden, Kim postete die tragische Nachricht auf ihrem Account, und Sarah Jessica Parker hat, genau wie die anderen Drehkolleginnen, ihr Beileid und Mitgefühl per Kommentar darunter geäußert. Kim reagierte darauf, zur grossen Überraschung ihrer Follower, mit gleich zwei erbosten Posts. SJP solle sie endlich in Ruhe lassen, sie sei eine Heuchlerin.

So ein Gefühlsausbruch mit Einblick in das Privatleben eines Stars wird einem selten geboten. Schuld daran ist eine Entfremdung, die sich schon zu Beginn des Erfolgs der Serie 2008 zwischen Cattrall, die damals schon ein bekannter Filmstar war, und der noch relativ unbekannteren SJP abzeichnete. Eine Entfrem-

dung, die immer tiefer wurde und zur völligen Isolation Cattralls innerhalb des Teams führte. Bis sich Cattrall sogar weigerte, bei einem dritten «SATC»-Spielfilm mitzuwirken, weil sie seit Jahren keinen Kontakt mehr zu den anderen Schauspielerinnen hatte. Nun hat sie vermutlich durch die emotionale Überforderung, welche die Nachricht vom Tod des geliebten Bruders auslöste, ein wenig überreagiert.

Die kleine Ziege in uns Frauen

Woher kennen wir Geschichten dieser Art? Eine kommt neu dazu, die anderen, die sich schon kennen, rücken näher zusammen, und irgendwann redet niemand mehr mit der, die nicht dazugehört. Das sind Mädchengeschichten aus dem Kindergarten und der Grundschule. Oder aus amerikanischen Highschool-Filmen. Aber da wir Frauen anscheinend die kleine Ziege in uns mit grossziehen, anstatt sie irgendwann wegzuschicken, sind das auch

Geschichten aus dem reiferen Alter. Cattrall ist 61, Parker 52 Jahre alt.

Jetzt stellen wir uns einfach mal vor, es handle sich hier um vier Männerstars aus einer Weltserie. Drei der Männer haben sich über die Jahre hinweg zusammengerottet und den vierten Mann, der zu Beginn schon ein Star war, ausgeschlossen. Bei den Dreharbeiten zum letzten Mega-Filmhit haben die Männer nicht mehr miteinander gesprochen, und so weigert sich Mann vier, bei der nächsten Verfilmung mitzuspielen, trotz Monsterhonorar. Er ist beleidigt, weil die anderen drei Männer ihn seit Jahren nicht weiter beachten. Und dann passiert das, was hier eingangs geschildert wurde, auf Instagram, und Mann vier will seinen mehr als 0,5 Millionen Followern explizit mitteilen, dass keine Freundschaft zu seinen Kollegen besteht. – Warum lachen wir jetzt alle?

Frauenbeziehungen sind schwierig, ob im privaten oder beruflichen Umfeld, spielt keine

Rolle. Da, wo Männer Privatleben und Profession gut trennen können, gibt es bei Frauen keine grosse Abgrenzung. Wäre Catrall ein Mann, würde sie bei dem lukrativen Angebot das Geld und den Ruhm sehen, die in diesem Alter und in diesem Metier eine grosse Ausnahme sind, und emotionslos ihren Job machen, das Geld einstecken und keine grossen Gefühle investieren: «Ist ja Business, das ist rein geschäftlich.» Genauso unkompliziert geht es bei Männern im privaten Bereich zu. Während sie als *buddies* miteinander durch dick und dünn gehen und auch die härtesten

Kommt eine dazu, rücken die anderen zusammen – und bald redet niemand mehr mit der Neuen.

Schicksale und Hochs und Tiefs miteinander durchstehen, ohne grosse Worte zu verlieren, sind selbst die innigsten Frauenfreundschaften jederzeit zerbrechlich wie dünnes Glas.

Ein falsches Wort, und eine zwölfjährige Freundschaft ist von der einen Minute zur nächsten vorbei. Und zwar für immer. Frauen «deleten» sich einfach und haben leider danach auch das Bedürfnis, die ganze Welt darüber zu informieren, was ihnen die «deletete» *bitch* angetan hat. Und man denkt sich: «Wo sind sie denn hin, die warmen Gefühle? Oder hat es sie nie gegeben?»

Männer haben das Thema Freundschaft von klein auf viel besser verstanden als wir Frauen. Das war auf dem Schulhof schon unübersehbar. Die Jungs hielten zusammen, die Mädchen stritten, zickten und hassten. Mal war die eine die beste Freundin, dann war es eine andere. Mädchen rotteten sich zusammen und bildeten Armeen gegeneinander. Wenn Männer einander sympathisch sind – und dazu reicht die gemeinsame Liebe zu Fussball, Autos oder irgendeinem anderen Hobby –, dann bleibt das meistens so fürs Leben, und keiner hackt auf dem anderen rum, weil er zu viel oder zu wenig Geld für seine Garderobe ausgibt, zu oft zum Friseur geht oder sich zu selten meldet. Hier können wir Frauen einiges von den Jungs lernen. Machen wir aber nicht.

Wir beneiden die Männer um das starke Band, das sie verbindet, weswegen manche von uns dieses Band oft auch gewollt und erfolgreich zerstören, um *ihn* zu schwächen. Und obwohl wir die Männer um ihren Zusammenhalt beneiden und selbst nichts so sehr geniessen wie den Luxus einer platonischen, ehrlichen Freundschaft zu einem Mann, sind wir nicht in der Lage, das als Vorlage für unsere eigenen Freundschaften zu nehmen. Die platonische Freundschaft einer Frau zu einem Mann, die ist so stabil wie ein Haus, sie steht einfach da, man kann hingehen und sich hineinsetzen und das Haus geniessen oder auch

nicht. Das Haus wird sich nicht davon beeinflussen lassen. Es steht da für immer. Eine Frauenfreundschaft kann jederzeit zusammenfallen wie ein Kartenhaus durch einen Windstoss. Fragt man Männer, was der Grund für das Ende einer Freundschaft sein könne, nennen sie nur zwei Gründe: Erstens, wenn man geschäftlich über den Tisch gezogen wird, und zweitens, wenn der andere eine unerträgliche Partnerin hat und sich von dieser beeinflussen lässt. Die Gründe für Frauen dagegen, Freundschaften zu beenden, sind unzählbar. Sie reichen von «Sie hat meine Kleider nachgekauft» bis zu «Sie hat sich mit meiner Feindin angefreundet». Warum das so ist, hat nicht so viele, aber eindeutige Gründe:

1 — **Männer sind selten beleidigt.** Aber Frauen ständig. Beleidigt, weil man als Letzte eingeladen wird. Beleidigt, weil die Freundin ein Geheimnis für sich behalten hat. Beleidigt, weil man bei einem Dinner nicht den richtigen Platz hatte. Beleidigt, weil man irgendwo nicht sofort vorgestellt wurde. So geht das die ganze Zeit. Wenn man einem Mann dreimal hintereinander am selben Tag die Verabredung absagt, ist es ihm egal. Wenn man ihn eine Stunde vorher zu einer Dinnerparty einlädt, freut er sich. Mit Frauen wäre die Hölle los.

2 — **Männer sind nicht nachtragend.** Wenn man sagt: «Du hast doch letztes Jahr auch schon ein paarmal vergessen, mich abzuholen», sagt er: «Wie? Das weisst du noch? Das sind doch alte Kamellen.» Wir Frauen aber vergessen nie, wir haben daher immer genug Grund für negative Gefühle, denn wir sind ja wegen jeder Kleinigkeit beleidigt.

3 — **Männer sind unglaublich hilfsbereit.** Man kann sie immer fragen, egal, ob man als Frau einen Tipp, einen Kontakt, technischen Support oder nur jemanden zum Schwere-Sachen-Heben braucht. Männer helfen gerne, und sie wollen nichts dafür. Frauen erwarten immer etwas. Auch wenn sie so tun, als wäre es nicht so. Wenn sie das Gefühl haben, sie würden nicht ausreichend für ihre Hilfe belohnt, dann holen sie sich das, was sie glauben, dass es ihnen zusteht, einfach. Und das Kartenhaus bricht zusammen.

4 — **Männer lästern nicht über Freunde.** Und wenn sie über einen etwas Schlechtes zu sagen haben, dann reicht ein Satz, und man weiss: Die beiden dürfen nicht zusammen in einen Raum. Wir Frauen lästern immer, auch wenn es gar keinen Grund zu lästern gibt. Wir lästern, weil eine zu viel oder zu wenig redet, zu viel oder zu wenig isst, sich zu oft oder zu selten meldet, oder einfach so. Die Lästerei zeigt: Da fehlt ganz grundlegend der Respekt vor dem eigenen Geschlecht.

Männerfreundschaften muss man nicht hegen und pflegen. Weder will der Mann, dass von ihm regelmässiges Melden erwartet wird, noch erwartet er es. Man kann sich ein ganzes

Jahr nicht melden. Aber wenn man dann wieder auftaucht, freut er sich und will nur wissen, ob es einem gutgeht. Frauen erwarten regelmässige Newsletter. Und wenn man eine aus dem Verteiler streicht, merkt sie es sofort, und dann: siehe oben.

Der letzte Grund, der das ganze Problem und die vorher genannten Gründe untermauert, ist der Neid. Wir Frauen sind grundsätzlich neidisch auf jede andere Frau. Auch wenn es keine rationalen Gründe gibt – wenn man etwa das, was die andere hat, gar nicht haben möchte, das Leben der anderen nicht leben möchte –, ist immer ein Grundneid vorhanden, der bei jeder Zurückweisung, Unsicherheit oder anderen Ängsten hochkommt und zu einem Vernichtungsmittel heranwachsen kann. Wir konkurrieren und vergleichen uns nonstop.

Schwach und leicht zu besiegen

Natürlich verspüren Männer auch Neid, aber zum einen sind bei ihnen Neid und Hass nicht so nah beieinander gebaut, zum anderen können Männer einander auch etwas gönnen und sind sogar stolz, wenn der *buddy* sich Dinge leisten kann, die sie sich selbst nicht leisten können. «Mein *buddy* hat sich ein Boot gekauft, das liegt jetzt im Hafen und wartet auf uns im Sommer.» Frauen können das sehr selten, zumal es bei uns nicht nur um materielle Dinge geht, sondern um alles. Schönheit, Erfolg, Aufmerksamkeit, Freunde, Männer, Geld, Prozente bei Chanel, Stil: Es gibt nichts, worauf neidisch zu sein, es sich nicht lohnen würde. Dagegen sind wir machtlos, denn das ist in unserer DNA verankert und macht uns schwach und leicht besiegt. Und deswegen werden wir den Männern niemals das Machtzepter aus der Hand nehmen können. Denn nur, wenn man zusammenhält, ist man wirklich stark. ○

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch

 **STELLEN-ANZEIGER**
Das Schweizer-Jobportal

Ich bin die Christel von der Post

Von Christoph Mörgeli

Folgendes trällert die weibliche Hauptrolle in der Operette vom Vogelhändler: «Ich bin die Christel von der Post, klein das Salär und schmal die Kost.» Was für eine dörfliche Postbotin 1891 galt, muss für eine Schweizer Postchefin 2018 nicht mehr unbedingt gelten: Mit 100 000 Franken pro Monat, die Susanne Ruoff «verdient», braucht die gelernte Primarlehrerin nicht mehr in bemitleidenswertem Mass zu darben.

«Mein Amt ist herrlich, wenn auch gefährlich», singt der Sopran von Post-Christel. An der Herrlichkeit des Amtes als CEO der Post ist nicht zu zweifeln. Wer sonst kann schon einen vorsätzlichen Subventionsbetrug von fast hundert Millionen Franken «in einer Ecke der Postauto AG» verorten. Gefährlich scheint das Amt allerdings nicht. Weil die moderne Christel von der Post das «volle Vertrauen» der vorgesetzten CVP-Politiker Urs Schwaller und Doris Leuthard geniesst. Und weil sie von einer «unabhängigen Untersuchung» dieser Mitverantwortlichen wenig zu befürchten hat.

Über einen Postkunden singt die Christel: «Lass ihn vor allem s'Porto erst zahlen.» Wohl wahr. Sogar das Porto fürs strafbare Subventionserschleichen tragen die Konsumenten. Während sich der Staat bei seinen Einnahmen keinen Franken entgehen lässt und bei Gewerblern, Selbständigen und Angestellten fast jeden Beleg kontrolliert, kommt's ihm bei den Ausgaben auf hundert Millionen nicht drauf an. Während sich etwa die Bauern eine Flut von Formularen, Auflagen und Kontrollen in Stall, Wald und Flur gefallen lassen, schaut bei den subventionierten Postautos alles weg. Von der Revisionsgesellschaft über die Geschäftsleitung bis zu Verwaltungsrat und Generalsekretariat des Departements.

«Nur nicht gleich, nicht auf der Stell', denn bei der Post geht's nicht so schnell.» Was Christel wusste, wissen Ruoff, Schwaller, Leuthard und Co. schon lange. Zeit gewinnen, aussitzen und verträsten. Bis sich die Aufregung gelegt hat. Bei der angekündigten Untersuchung werden die Interessen des Subventionsdreiecks zwischen Begünstigten, Verwaltung und Steuerzahlern leider nicht gleichmässig wahrgenommen. Wer vertritt die Steuerzahler? Hoffentlich wenigstens der Staatsanwalt. Von den «unabhängig» sich selber untersuchenden Post-Verantwortungsträgern ist wenig zu erwarten. Dafür verdient ihre Dreistigkeit eine eigene Postleitzahl.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Geschichte als Dragoner-Fasnacht

Von Peter Bodenmann — Nicht wenige Achtundsechziger trugen in ihrer Zeit alte Armeeklamotten. Als Zeichen des Protests.



Neu kämpft Christoph Blocher in Dragoner-Uniform für den deutschfreundlichen Volksfeind Wille.

Marx betonte, er sei kein Marxist. Robert Grimm war – wenn es denn so etwas gäbe – ein Schweizer Marxist, aber nachweislich kein Bolschewik. Der hellste Kopf der Sozialdemokraten. Die Fahrt Lenins nach Petersburg ermöglichte und bezahlte der deutsche Kaiser.

Der deutschfreundliche General Wille war kein Demokrat, sondern ein Bewunderer dieses letzten deutschen Kaisers. Der Soldatenschinder liess auf Arbeiter schiessen und zusammen mit dem Bundesrat die Familien der Soldaten hungern. 1918 kam es auch deshalb zum Generalstreik. Die wichtigsten Forderungen:

Einführung der Proporzwahl für den Nationalrat. Inzwischen erfüllt.

Aktives und passives Frauenstimmrecht. Leider erst seit 1971 Realität.

Schaffung von AHV und IV. Erfüllt, dauerte aber auch viel zu lange.

48-Stunden-Woche. Heute arbeiten wir weniger lang. Aber immer noch zu viel.

Schweizer Armee als Volksheer. Fehlanzeige.

Tilgung aller Staatsschulden durch die Kriegsgewinnler. Leider ebenfalls Fehlanzeige.

Der Generalstreik als Massenstreik endete für Grimm und Konsorten im Gefängnis. Aber die Forderungen des Oltner Komitees waren die Bausteine der modernen Schweiz von heute.

Mein Grossvater mütterlicherseits war Unternehmer. Während des Ersten Weltkriegs Feld-

weibel bei den Berner Dragonern. Seine erste Frau starb an der spanischen Grippe. In Naters, im «Restaurant du Rhône», konnte man dank meinem politisch rechts stehenden Grossvater die rote *Berner Tagwacht* lesen. Er bezahlte dem Wirt das Abo. Und las jeden Tag zuerst Robert Grimms Leitartikel. In seiner Familienchronik schrieb der Unternehmer: «... denn wir werden in nicht allzu ferner Zeit die Fünftagewoche mit 44-stündiger Arbeitszeit erhalten, und zwar bei vollem Lohnausgleich, dies als Vorläufer der 40-Stunden-Woche. Ob sich diese Arbeitszeitverkürzung zum Segen oder zum Fluch der Menschheit auswirken wird, möchte ich heute nicht beurteilen.» So funktionierte die Schweiz dank und nach dem Generalstreik.

Im Schrank meines Grossvaters hingen noch lange nach dessen Tod die wunderschönen und gut eingemotteten Uniformen. Mit einem Dragoner-Mantel zog ich in meiner Pubertät kurzzeitig um die Häuser. Als Zeichen des naiven Protests.

Mehr als fünfzig Jahre später lässt Christoph Blocher, dessen Familie aus Deutschland stammt, in Dragoner-Uniform den deutschfreundlichen Volksfeind Wille hochleben.

Marx schrieb im «Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte»: «Hegel bemerkte irgendwo, dass alle grossen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen hinzuzufügen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce.»

Der Autor ist ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

«Das lese ich nicht!»

Von Kurt W. Zimmermann — Aus der anregenden Zeitungslektüre wurde das brutale Kampflernen. Nur noch die eigene Meinung zählt.

FDP-Nationalrat Kurt Fluri ist ein Trendsetter. Er teilt der Welt mit, welche Zeitungen er auf keinen Fall liest. Er sagt zum Beispiel: «Ich lese die *Weltwoche* nicht mehr.»

Fluri ist Legion. Vor allem in den sozialen Medien wie Twitter und Facebook ist es zum Volkssport geworden, sich als fanatischer Nichtleser bestimmter Blätter zu outen. «Das lese ich nicht!» ist hier das selbstgefällige Statement, an dem sich die eigene politische Visitenkarte deklariert.

Die *Weltwoche*, so lernen wir hier, liest man nicht, weil sie ein «Niedergang des Journalismus» ist. Die *Basler Zeitung* liest man nicht, weil sie «Gegenaufklärung» betreibt. Die *NZZ* liest man nicht wegen ihrer «Anbiederungen ans rechtsbürgerliche Lager». Sie sollen für ihren konservativen Stil büssen.

Die Nichtleser sind jeweils mächtig stolz auf ihre Intoleranz. Die Intoleranz gegenüber Gedrucktem ist immer ideologisch unterfüttert, in der Schweiz fast immer von links.

In Deutschland verläuft die Frontlinie umgekehrt. Dort stehen die Lese-Boykotteure eher rechts. *Spiegel*, *Stern* und *Zeit* – «Das lese ich nicht mehr!». Die drei linksliberalen Titel sollen für ihren unkritischen Kurs in der Flüchtlingskrise büssen.

In der Schweiz wie in Deutschland hat sich die Kunst des Zeitungslesens völlig gewandelt. Zeitungslesen ist degeneriert.

Kalaschnikow des Besserwissens

Lange Zeit war Zeitungslesen eine geistige Anregung. Das Bürgertum konsumierte am Mittagstisch Blätter von unterschiedlicher weltanschaulicher Ausrichtung. Man las auch mit Interesse davon, was der politische Gegner dachte. Manche Haushalte des Mittelstands hatten zwei oder drei Zeitungen abonniert.

Heute ist Zeitungslesen kein intellektuelles Stimulans mehr. Es ist Kampflernen geworden.

Kampflernen heisst, dass anderslautende Meinungen nicht mehr angehört, sondern vernichtet werden müssen. Haltungen, die man selber nicht teilt, sind keine Anregung mehr, sondern ein Affront. Wehe, ein Blatt wagt es, zu Themen von Migration bis SRG eine unerwartete Position zu präsentieren. Am gleichen Tag wird das Abo aufgelöst und auf Twitter und Facebook aggressiv mitgeteilt, man lese diesen Dreck nicht mehr.

Ja, Dreck. Ein Blatt, das eine Meinung vertritt, die dem Weltbild eines Lesers zuwiderläuft, ist heute keine willkommene Inspirationsquelle mehr, wie es das über



Die eigene Meinung an den Gegenpolen testen.

Jahrhunderte war. Nein, es ist ein Drecksblatt. Die *Spiegel*-Redaktoren sind Dreckskerle, weil sie in der Flüchtlingsfrage die falsche Meinung haben. Die *NZZ* ist ein Drecksblatt, weil sie zur Rolle des Staates die falsche Meinung hat.

Lesen als luzider Ideenaustausch ist passé. Es wurde durch die Kalaschnikows des ideologischen Besserwissens niedergemäht. Ursache sind primär die sozialen Medien. Weil hier jeder politische Parvenü seine Meinung nun weltumspannend kundtun kann, glaubt auch jeder, dass seine Meinung von höchster Bedeutung und jede andere Meinung eine Zumutung sei.

Echte Leser hingegen interessieren sich nicht allzu sehr für ihre eigene Meinung. Denn die kennen sie ja zur Genüge. Der Reiz des Medienkonsums besteht vielmehr darin, die eigene Meinung an den Gegenpolen zu testen.

In meinem Bekanntenkreis gibt es noch einige aus dieser Spezies. Die Bürgerlichen unter ihnen lesen gern den *Tages-Anzeiger* und die *Süddeutsche*, die Linken lesen gern die *NZZ* und die *Basler Zeitung*. Manchmal regen sie sich zwar kräftig über deren politische Gegenpositionen auf, aber das ist gut für den geistigen Blutdruck.

Es sind die Leser der alten Schule. Ich glaube, sie sterben aus.

Schlangengrube

Von Henryk M. Broder — Optimismus aus tiefer Verzweiflung.

Seit Angela Merkel im Jahr 2000 zur Vorsitzenden der CDU gewählt wurde, hat die andere grosse deutsche Volkspartei, die SPD, einen Vorsitzenden nach dem anderen verschlissen: Gerhard



Schröder, Matthias Platzeck, Franz Müntefering (zweimal), Kurt Beck, Frank-Walter Steinmeier, Sigmar Gabriel und Martin Schulz. Der derzeit amtierende, «kommissarische» Vorsitzende der SPD heisst Olaf Scholz, ist Erster Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg und soll die Zeit bis zur Wahl von Andrea Nahles als reguläre Vorsitzende auf einem Sonderparteitag im April überbrücken. Scholz, der sich bis jetzt aus allen parteiinternen Intrigen und Querelen herausgehalten hat, weiss natürlich, wie es um die älteste deutsche Partei bestellt ist. Eine nahe Verwandte von Martin Schulz hat es gleich nach dessen Sturz klar formuliert: eine «Schlangengrube.» Dennoch müht sich der kühle Hanseat, einen Optimismus zu verbreiten, der nur aus tiefer Verzweiflung entstehen kann. Letzte Woche gab der SPD-Lotse im «Heute-Journal» des ZDF bekannt, wohin seine Partei steuert: «Die SPD will nach vorne, wir haben das ehrgeizige Ziel, dass wir bei der nächsten Bundestagswahl die stärkste Partei in Deutschland werden, dass wir den Kanzler oder die Kanzlerin stellen können.» Es klang, als würde ein Sprinter, der bei einem 100-Meter-Lauf versagt hat, feierlich erklären, er werde das nächste Marathonrennen gewinnen.

Man muss es Scholz zugutehalten, dass er zu diesem Zeitpunkt die neueste Forsa-Umfrage nicht kannte. Wären am kommenden Sonntag Wahlen, käme die SPD nur noch auf 15,5 Prozent. Das wären fünf Prozentpunkte weniger als bei der Bundestagswahl im September 2017, als 20,5 Prozent der Wähler für die SPD stimmten. Und das war schon das schlechteste Wahlergebnis der Sozialdemokraten in der Geschichte der Bundesrepublik und das zweit-schlechteste seit der Gründung der Partei.

15,5 Prozent! Das bedeutet unter anderem, dass in sieben der sechzehn Bundesländer die AfD vor der SPD liegt. Sogar in Bayern und Baden-Württemberg, wo es keine «Wendeverlierer» gibt. Was Scholz wohl gedacht hat, als er von der Umfrage erfuhr? Vielleicht dies: «Man müsste noch mal zwanzig sein und so verliebt wie damals.»

Immerhin, die SPD bewegt sich. Der freie Fall ist noch nicht beendet.

Wer glaubt noch an die Schweiz?

Das Land ringt um seine politische Freiheit. Die direkte Demokratie wird unterlaufen, die Verfassung gerät unter die Räder. Wer trägt die Verantwortung?

Von Katharina Fontana, Philipp Gut und Beat Gygi

Wenige Wochen vor der «No Billag»-Abstimmung scheint der Patriotismus auf dem Höhepunkt zu sein. Es drohe «Mehr Abhängigkeit, weniger Schweiz», warnen die Gegner der Volksinitiative in ihrer Abstimmungszeitung, die in den letzten Tagen millionenfach in die Haushalte verteilt wurde. Ohne die SRG, so das Mantra, sei die Identität des Landes in ihrem Kern gefährdet. Wie pathetisch hier ans Nationalgefühl appelliert wird, ist erstaunlich. Denn dieses Bekenntnis zum Land, zu seinen Traditionen und zur direkten Demokratie steht in einem eklatanten Widerspruch zu dem, was in der Politik tatsächlich passiert. Es stimmt: Die Schweiz läuft Gefahr, zunehmend abhängig zu werden und ihre Eigenständigkeit zu verlieren. Das hat aber nichts mit der Existenz der Staatsmedien zu tun, sondern mit dem Verlust der politischen Freiheit. Sie kommt Stück für Stück abhanden, weil sich das Land immer vorbehaltloser internationalen Regelungen unterwirft. Und es sind fast durchwegs dieselben Kreise, jene, die sich jetzt bei der SRG als Superpatrioten aufspielen, die für diese Entwicklung verantwortlich sind. Für die Schweiz, wie man sie kennt, für dieses eigenwillig-archaische Gebilde, wird es immer enger.

Was uns die Schweiz noch wert ist, und zwar jenseits der wohlfeilen Phrasen, die derzeit überall zu hören sind, wird sich in der Frühlingssession zeigen. Dann wird der Ständerat die Selbstbestimmungsinitiative der SVP behandeln. Das Volksbegehren fordert, dass die Bundesverfassung dem Völkerrecht bei unlösbaren Kollisionen vorgeht; ausgenommen sind dessen zwingende Bestimmungen. Der Vorrang soll also nicht für sämtliches Landesrecht gelten, sondern einzig und allein für das Grundgesetz der Schweiz. Die Initiative ist in keiner Weise radikal, wie die Gegner in Verdrehung der Tatsachen regelmässig behaupten, sondern vielmehr konservativ. Sie fordert nichts Neues, sondern will festschreiben, dass die Verfassung, wie dies bis vor kurzem noch der herrschenden Auffassung entsprach, die höchste Rechtsquelle der Schweiz darstellt – wie das andere Länder in- und ausserhalb Europas mit ihren jeweiligen Verfassungen ebenfalls tun, in voller Selbstverständlichkeit, ohne dass dies dort irgendwie für Empörung sorgen würde.

Die Rechtskommission des Ständerates hat jüngst beschlossen, das Volksbegehren abzulehnen. Auch ein von freisinniger Seite angeregter, durchaus vernünftiger Gegenentwurf fand keine Gnade. Das war nicht anders zu erwarten; dem politischen Gegner SVP wird nichts gegönnt, nicht einmal eine ernsthafte Alternative. Fairerweise muss man sagen, dass die Selbstbestimmungsinitiative wohl tatsächlich nicht der Weisheit letzter Schluss ist. Sie verspricht mehr, als sie halten kann. So würde sie beispielsweise nichts daran ändern, dass kriminelle Ausländer aus dem EU-Raum wei-

Ideen, wie die Mitsprache der Bürger gewahrt werden kann, kommen vom Bundesrat keine.

terhin im Land bleiben könnten; denn das Abkommen über die Personenfreizügigkeit, das die EU-Bürger vor Ausschaffung weitgehend schützt, wäre laut Initiative für die Gerichte auch künftig massgebend. Dennoch: Selbst wenn die Initiative nicht die perfekte Lösung sein mag, so stellt sie doch die richtigen Fragen. Inwieweit soll sich die Schweiz durch internationale Vorschriften einschränken lassen? Zählt im Konfliktfall mehr, was ausländische Exekutivbehörden oder internationale Gerichte wollen oder was Volk und Stände fordern?

Nicht nur den Ständeräten der Rechtskommission scheint der Glaube an die politische Freiheit der Schweiz mehr und mehr abhanden-zukommen. Es sind viele Akteure, die hier mitspielen und die nationalstaatliche Souveränität des Landes in internationalen Regelungen aufgehen lassen wollen – teils aus Hilflosigkeit, teils willfährig oder gar begeistert. Ein Überblick.

Parlament — Eine Zäsur im Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht bildete die Masseneinwanderungsinitiative (MEI), die 2014 an der Urne angenommen wurde. Das Parlament hatte schon früher mit völkerrechtlich schwierigen Begehren zu tun (bspw. mit der Verwahrungsinitiative), bemühte sich aber ernstlich, sie einigermaßen vernünftig und ihrem Sinn entsprechend umzusetzen. Nicht so beim Zuwanderungsartikel: Die eidgenössischen Räte beschlossen aus Sorge, die EU zu verstimmen,



Für die Schweiz wird es immer enger.



Treibende Kraft: FDP-Nationalrat Fluri.

nichts von dem, was die Initiative verlangte (jährliche Höchstzahlen und Kontingente). Sie begingen damit einen klaren Verfassungsbruch. Treibende Kraft war der Solothurner FDP-Nationalrat und Kommissionssprecher Kurt Fluri, der im Parlament freimütig die Meinung vertrat, dass internationale Wirtschaftsverträge neuerem Verfassungsrecht vorgehen könnten. Damit stellten er und die Mehrheit des Parlaments die bis dato überwie-



Dauervorbehalt: Arbeitgeberpräsident Vogt.



Warnen im Chor: Schutzfaktor-M-Chefin Huber.



Gut dastehen: Justizministerin Sommaruga.



Keine Gegenwehr: Amtschef Dumermuth.



Gruppendruck: Professor Thürer.

gend anerkannte Hierarchie auf den Kopf. Ist der Damm nun also gebrochen, der umfassende Vorrang des Völkerrechts mit der Nichtumsetzung der MEI definitiv Tatsache geworden? Nicht unbedingt. Nicht nur in der SVP, auch innerhalb der FDP und der CVP gibt es Kräfte, welche die Verfassung nicht zum Papiertiger verkommen lassen und Gegensteuer geben wollen. Ob sie sich in ihren Fraktionen Gehör verschaffen können, ist eine andere Frage.

Bundesrat — Keine Hilfestellung ist dabei vom Bundesrat zu erwarten, im Gegenteil: Er wird in diesem unbestreitbar schwierigen Bereich immer stärker zum Internationalisten, der sich einseitig am Völkerrecht orientiert. Das zeigen etwa die Ausführungen von Justizministerin Simonetta Sommaruga zur Selbstbestimmungsinitiative. Sie spricht dabei fast ausschliesslich über die Verlässlichkeit und Vertragstreue der

Schweiz gegenüber dem Ausland, die durch das Volksbegehren gefährdet würden. Für den Bundesrat scheint es heute also vor allem darum zu gehen, dass die Schweiz vor externen Vertragspartnern gut dasteht. Ideen, wie die politische Mitsprache der Bürgerinnen und Bürger angesichts der immer engeren internationalen Einbindung des Landes gewahrt werden kann, kommen vom Bundesrat keine. >>>

Bundesverwaltung — Ein Wandel zeigt sich auch in der Bundesverwaltung. Es ist noch nicht lange her, da sorgte der Umgang mit dem internationalen Recht zwischen den Diplomaten der Völkerrechtsdirektion und den Juristen des Bundesamts für Justiz (BJ) für Zündstoff. Der Widerspruch der Meinungen manifestierte sich exemplarisch bei der Totalrevision der Bundesverfassung 1999: Die Diplomaten drangen darauf, den Vorrang des Völkerrechts vor Landesrecht in der neuen Verfassung klar zu statuieren («Völkerrecht bricht Landesrecht»), scheiterten aber an der Gegenwehr des BJ. So heisst es in der Verfassung jetzt lediglich: «Bund und Kantone beachten das Völkerrecht.» Von dieser Entschlossenheit ist im BJ unter dem jetzigen Direktor Martin Dumermuth, seit gut vier Jahren im Amt, nicht mehr viel zu spüren. So hielt das federführende BJ noch 2010 in einem Bericht zum Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht fest: «Wenn der Konflikt zwischen der neuen Verfassungsbestimmung und dem Völkerrecht nicht verhindert werden kann [...], geht nach Ansicht des Bundesrates die jüngere Verfassungsbestimmung vor.» Und weiter: «Das bedeutet, dass im Falle der Annahme einer völkerrechtswidrigen Volksinitiative widersprechende völkerrechtliche Verpflichtungen wenn immer möglich neu auszuhandeln oder allenfalls zu kündigen sind.» Sieben Jahre später, in der Botschaft zur Selbstbestimmungsinitiative, sucht man solche klaren Aussagen vergeblich. Von der Pflicht, einen Staatsvertrag als Ultima Ratio zu kündigen, weil er einer neuen Volksinitiative widerspricht, will man jetzt nichts mehr wissen.

Bundesgericht — Eine Schlüsselrolle bei der rechtlichen Unterordnung der Schweiz nimmt das Bundesgericht ein, ja, es ist der eigentliche Treiber in dieser Sache. 2012 hielt eine der sieben Abteilungen in einem inzwischen berühmten Urteil erstmals fest, dass menschenrechtliche Abkommen wie die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) nicht nur gegenüber Gesetzen, sondern selbst gegenüber der Bundesverfassung Vorrang genossen. Der damalige Präsident der fraglichen Abteilung, SP-Bundesrichter Andreas Zünd, antwortete in einem Interview mit der NZZ 2013 auf die Frage, ob also letztlich eine Handvoll Richter in Strassburg über die Schweizer Verfassung entscheiden könnten: «Ja, das kann für Einzelfälle zutreffen. Es ist nun einmal so, dass die Schweiz die EMRK unterzeichnet hat.» 2015 doppelte dieselbe Abteilung nach und hielt fest, dass nicht nur Menschenrechtsverträge, sondern auch die Personenfreizügigkeit höher zu gewichten seien als die Verfassung und dass sich das Parlament bei der Umsetzung der MEI daran zu halten habe. Die beiden Urteile, die man durchaus als Machtdemonstration der Justiz gegenüber Parlament und Volk ansehen kann, sorgten für erheblichen Unmut, auch am



Abwegig: Economiesuisse-Chefs Rühl, Karrer.



Vorausiegender Gehorsam: NZZ-Chef Eric Gujer.

höchsten Gericht selber. Ob eine Mehrheit des Gesamtgerichts die Haltung ihrer Kollegen teilt, weiss man nicht. Im Moment scheint man sich auf Mon-Repos still halten zu wollen und darauf zu warten, dass die Politik das Heft in die Hand nimmt.

Staatsrechtslehre — Fast schon nordkoreanische Verhältnisse herrschen in der Staatsrechtslehre. Obschon zwei Juristen bekanntlich drei Meinungen vertreten, ist man sich in der Professorenschaft bezüglich des Vorrangs des Völkerrechts vor Landesrecht für einmal völlig einig. Das dürfte wesentlich damit zusammenhängen, dass in der Lehre heute zunehmend Internationalisten den Ton angeben und das Augenmerk nur noch sekundär auf die staatlichen Institutionen gerichtet wird. Das Völkerrecht gilt als Vehikel für globalen Fortschritt, das dem Gemeinwohl besser dient als nationalstaatliche Regelungen. Das völkerrechtliche Selbstverständnis hat der emeritierte Professor Daniel Thürer, den wir hier stellvertretend für viele zitieren wollen, in einem Vortrag 2016 wie folgt auf den Punkt gebracht: Allein das Völkerrecht garantiere «grossen wie kleinen Staaten die Gleichheit und Unantastbarkeit ihrer Souveränität. Von der Achtung des Völkerrechts

[...] hängt das Ansehen der Schweiz weltweit ab, politisch, wirtschaftlich und kulturell.» Neben dieser Verabsolutierung des internationalen Rechts kommt als Weiteres hinzu, dass sich die Rechtswissenschaft in der letzten Zeit zunehmend politisiert hat. So haben sich im vergangenen Jahr über dreissig Professoren der Universität Zürich gegen die Selbstbestimmungsinitiative geäussert, ein Jahr zuvor warnen 150 Rechtswissenschaftler vor der Durchsetzungsinitiative. Der Gruppendruck in der Lehre ist erheblich: Wer beim öffentlichen Moralisieren und Dogmatisieren nicht mitmacht, gilt als «SVP-affin». Einen schlimmeren Vorwurf kann es an einer Universität kaum geben.

«**Zivilgesellschaft**» — Nicht zuletzt spielt auch die sogenannte «Zivilgesellschaft» ihren Part. Dass die Selbstbestimmungsinitiative heute unter dem Titel «Anti-Menschenrechtsinitiative» segelt, geht auf die Kampagne von Schutzfaktor M zurück. Die Zügel in der Hand hat hier vorab Andrea Huber, Geschäftsführerin, Politologin und frühere Co-Leiterin von

Die Lust an Selbstdemontage auf höherem Niveau zelebriert NZZ-Chefredaktor Gujer.

Amnesty International Schweiz. Sie kann auf die Unterstützung von über hundert NGO-Partnerorganisationen zählen: Von Frauen für den Frieden über Operation Libero bis zum Schweizerischen Roten Kreuz warnen alle im Chor vor den «verheerenden Auswirkungen» der SVP-Initiative. Im Beirat sitzen Politiker, Professoren, Funktionäre und Journalisten. Andrea Huber und die Ihren machen ihre Sache gut: So werden Journalisten auf Medienreisen nach Strassburg zum Gerichtshof für Menschenrechte geführt, unter kundiger Anleitung natürlich. Kommt es zu einem Entscheid gegen die Schweiz, werden sie unverzüglich von NGO-Menschenrechtsexperten mit Urteilsbesprechungen beliefert.

Wirtschaftsverbände — In der Wirtschaft hat Mitte der achtziger Jahre eine Internationalisierung der Regulierung eingesetzt, die bis heute einen grossen Teil der Weltwirtschaft gleichgeschaltet hat. Damals wurde es Mode, die Wirtschaftspolitik zwischen den Regierungen stärker zu koordinieren, die G-7-Fantasien blühten, Aktienrecht und Finanzmarktrecht wurden zunehmend angelsächsisch beeinflusst, die Konstruktion des EU-Binnenmarkt rief nach Harmonisierung der Gesetzgebung. Heute sieht die Schweizer Wirtschaft ein Vorhaben wie die Selbstbestimmungsinitiative als abwegig an. Jedenfalls jene Wirtschaft, die durch Economiesuisse, den Dachverband des Grossteils

der Schweizer Wirtschaftsorganisationen, vertreten wird.

Neben Präsident Heinz Karrer und Direktorin Monika Rühl setzt sich bei Economiesuisse vor allem auch der Aussenwirtschaft-Chef Jan Atteslander für das internationale Recht ein. Die rund 600 Wirtschaftsabkommen der Schweiz mit ausländischen Partnern gelten als Grundlage für den Erfolg des Exportlandes Schweiz – und die Selbstbestimmungsinitiative greife dieses Erfolgsmodell an und setze die guten Beziehungen zur EU und anderen Märkten leichtfertig aufs Spiel.

Konkret wird kritisiert, dass die Initiative mit internationalen Rechtsgrundsätzen breche und den Ruf der Schweiz als Verhandlungspartnerin schädige. Und bestehende internationale Verträge müssten künftig im Fall eines Widerspruchs zum nationalen Recht neu verhandelt oder gekündigt werden, dieser Dauervorbehalt schaffe Rechtsunsicherheit. Dazu nein zu sagen, sei ein «Bekenntnis zu einer Schweiz, die selbständig internationale Verträge abschliesst».

Der Schweizerische Arbeitgeberverband mit Präsident Valentin Vogt und Direktor Roland A. Müller schliesst sich dieser Haltung an. Der Arbeitgeberverband ist in dem Sinn eine Art Zwillingsorganisation von Economiesuisse, als er für die Fragen der Arbeitswelt zuständig ist, Economiesuisse für den Rest. Die Arbeitgeber betonen, dass die Initiative neben anderen Staatsverträgen vor allem auch die Personenfreizügigkeit und damit wegen der Guillotineklausele gleich alle sieben bilateralen Verträge des ersten Pakets bedrohe – aber ohne dieses sei der Zugang der Schweiz zu den Märkten der EU-Länder gefährdet.

Breiten Zugang zu ausländischen Märkten erhalten und dafür internationales Recht übernehmen – das ist für die exportorientierte Wirtschaft die zentrale Tauschbeziehung. Und für die verbandlich organisierte Wirtschaft ist der Marktzugang so wichtig, dass man ausländische Regelungen und Normen grosszügig akzeptiert – zumal sich so bisweilen inländische Konkurrenten ausbremsen lassen. Die Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie mit dem Verband Swissmem unter Präsident Hans Hess etwa oder die Bankenbranche mit der Schweizerischen Bankiervereinigung unter Präsident Herbert Scheidt (Vontobel) treiben die Ausrichtung der Gesetze auf Verträglichkeit mit dem Ausland energisch voran. Die Abschaffung des Bankkundengeheimnisses für Ausländer und die Übernahme des automatischen Informationsaustauschs haben die Banken rasch vollzogen.

Wenn nun der Bundesrat ein Rahmenabkommen oder institutionelles Abkommen Schweiz–EU abschliessen möchte – wo stünde die Wirtschaft? Die EU will seit langem die bilateralen Abkommen zwischen den beiden Seiten nicht mehr alle einzeln betreuen, son-

dern gebündelt in eine Art Brutkasten legen, wo sie dann sozusagen selber weiterwachsen, wenn man Wasser zugibt und die Temperatur erhöht. Das nennt man «dynamische Verträge», und viele Schweizer Bürger fürchten, dass sie diese halb verselbständigte Gesetzgebung dann demokratisch nicht mehr streng genug kontrollieren können.

Die Dachverbände Economiesuisse und Arbeitgeberverband samt den zahlreichen Unterorganisationen denken da jedoch weniger an die demokratische Kontrolle als an den Marktzugang im Ausland. Atteslander von Economiesuisse legt dar, es gehe nun ohnehin weniger um ein Rahmenabkommen als vielmehr um ein Marktzugangsabkommen. Ursprünglich habe man all die über 120 bilateralen Abkommen unter ein Dach bringen wollen, nun aber stehe eine Marktzugangsregelung im Zentrum, die fünf Abkommen umfasse. Dies betrifft die Bereiche, bei denen die Schweiz schon in den EU-Binnenmarkt integriert ist, zum Beispiel bei der Personenfreizügigkeit, bei Agrarprodukten, bei den technischen Normen, im Luft- und Landverkehr oder künftig bei einem Stromabkommen.

Industrie — Auch bei Scienceindustries, dem Verband der Chemie-, Pharma- und Biotech-industrie, hält man die Forderung der EU nach einem institutionellen Rahmenabkommen an sich für nachvollziehbar, weil es die Aktualisierung der bestehenden Abkommen und die Weiterentwicklung der Marktzugangsregelung erleichtern würde. Ein Abschluss der Verhandlungen sei aber nicht dringlich, zumal ja die Brexit-Verhandlungen neue Erkenntnisse bringen könnten. Marcel Sennhauser, Geschäftsführer des Verbands, will zudem die «roten Linien» des Bundesrates beachten sehen: Man sei gegen die Überwachung durch die EU, gegen die Übernahme des EU-Bürgerrechts, für die Beibehaltung der flankierenden Massnahmen, für Ausnahmen beim Landverkehr und die Regelung staatlicher Beihilfen. Zudem müsse ein allfälliges Schiedsgericht unabhängig sein und als einzige Grundlage den bilateralen Acquis anwenden.

Zurückhaltender ist der Schweizerische Gewerbeverband. Nach den Worten des stellvertretenden Direktors Henrike Schneider ist der tatsächliche bilaterale Marktzugang wichtiger als ein Rahmenvertrag. Und mit Blick auf die Debatte über die Gerichtsfrage bei Streitfällen weist er darauf hin, es möge vielleicht vorteilhaft für die Schweiz aussehen, wenn man sich auf ein unabhängiges Schiedsgericht einige, aber man müsse bedenken, dass man selbst damit so weit gehe, dass der Schweiz eine Art Verfassungsgerichtsbarkeit aufgezwungen werde.

Ignazio Cassis — Zu den Dingen, die von Ignazio Cassis bleiben werden – das kann man

schon in den Anfängen seiner Amtszeit prophezeien – wird der Resetknopf gehören. Vor seiner Wahl zum Aussenminister hatte der wendige Italo-Tessiner im Hearing vor der SVP mit dieser Metapher einen europapolitischen Neustart versprochen. Spätestens seit dieser Woche zeichnet sich ab, dass Cassis' Neustart vor allem Neusprech bedeutet. Er lancierte eine Kommunikationsoffensive, um die störrischen Eidgenossen doch noch in einen Rahmen mit der EU zu zwingen. Cassis will die in der Vergangenheit oft wunderbar kakofone Kommunikation der Bundesräte beim Aussendepartement konzentrieren, er hat einen neuen Europastaatssekretär installiert und arbeitet auch sonst mit Schminke und Tusche, um den Moloch Brüssel in eine singende Sirene zu verwandeln. «Marktzugangsabkommen» soll der Rahmenvertrag künftig heissen. Höret die Schallmeien.

Eric Gujer — Die Lust an helvetischer Selbstdemontage auf höherem Niveau zelebriert NZZ-Chefredaktor und Deutschlandliebhaber Gujer. «Ein Rahmenabkommen mit der EU ist sinnvoll», schrieb er. Doch voraus-eilender Gehorsam sei keine gute Strategie. Gujer hat recht: Bei einem Rahmenabkommen wäre voraus-eilender Gehorsam weder nötig noch möglich, die Schweiz müsste das sich ändernde EU-Recht automatisch übernehmen. Das nennt man wohl Gehorsam ohne voraus-eilendes Adjektiv. Ähnlich sorglos wie mit der Unabhängigkeit geht der NZZ-Chef mit einem zweiten zentralen Pfeiler der Schweiz um, der Neutralität. Diese sei «in ihrer hergebrachten Form obsolet», behauptet er. Wer das nicht so sieht, lebt für Gujer im aussenpolitischen Biedermeier, wenn nicht gar im geistigen Mittelalter. Noch Fragen? O



Radio Tell
HEIMATKLANG DER SCHWEIZ

100% Schweizer Volksmusik,
über Internet, Kabel,
Satellit, Swisscom TV
und DAB+

www.radiotell.ch

Keine Frauen auf die Schnelle

Die Privatwirtschaft soll den Frauenanteil auf den Chefetagen innert weniger Jahre markant steigern: Das fordert die Politik. Die Bundesverwaltung selber zeigt allerdings, dass grosse Sprünge unrealistisch sind. Von Katharina Fontana

Braucht die Schweizer Wirtschaft eine Frauenquote? Diese Frage, obschon sie nur einen Nebenaspekt darstellt, dominiert die laufende Revision des Aktienrechts. Der Bundesrat schlägt vor, für Verwaltungsräte und Geschäftsleitungen von grossen börsenkotierten Gesellschaften Richtwerte einzuführen: Frauen sollen mindestens 30 Prozent der Verwaltungsratssitze besetzen und in den Geschäftsleitungen mit mindestens 20 Prozent vertreten sein. Unternehmen, die diese Werte nicht einhalten, müssen in einem Bericht die Gründe für ihr Frauendefizit darlegen und Fördermassnahmen präsentieren. Die Schweiz soll damit einem europaweiten Trend folgen und es Ländern wie Norwegen oder Deutschland nachtun, die in den letzten Jahren Geschlechterquoten eingeführt haben.

Wo der Anteil am höchsten ist

In der Schweiz liegt der Frauenanteil laut «Schilling»-Report 2017 in den Verwaltungsräten der hundert grössten Unternehmen bei 17 Prozent, in den Geschäftsleitungen sind Frauen mit 8 Prozent vertreten. Das ist zweifellos ein tiefer Wert. Die Richtung zeigt allerdings nach oben: Gut ein Fünftel aller offenen Mandate beziehungsweise Chefposten wurden im Berichtsjahr mit einer Frau besetzt. Auch kann man davon ausgehen, dass der Frauenanteil demnächst weiter steigen wird, stehen doch mehrere Generalversammlungen bevor, bei denen neu Frauen in Verwaltungsräte nachrücken sollen. Die zuständige Nationalratskommission, bei der sich die Aktienrechtsrevision derzeit befindet, möchte der Sache aber dennoch nicht ihren Lauf lassen. Sie zeigt sich gar noch ehrgeiziger als der Bundesrat und fordert, dass die Quote für Verwaltungsräte bereits innert dreier Jahre und für Geschäftsleitungen innert fünf Jahren nach Inkrafttreten des neuen Rechts erfüllt sein soll; der Bundesrat möchte den Unternehmen immerhin fünf beziehungsweise zehn Jahre Zeit lassen.

Ob das Parlament dem geplanten Eingriff in den Arbeitsmarkt zustimmen wird, wird sich zeigen. Interessant ist dabei ein Blick auf die Bundesverwaltung und auf die bundesnahen Unternehmen, bei denen bereits seit längerem eine Quote gilt. So schrieb der Bundesrat 2013 für die obersten Leitungsorgane der bundesnahen Unternehmen wie SBB, Ruag, Post, Suva, aber auch für kleinere Anstalten einen Zielwert von mindestens 30 Prozent fest, der 2020



Eingriff in den Arbeitsmarkt.

erreicht werden soll. Die Zahlen im letzten Kaderlohnreporting zeigen, dass die 30-Prozent-Schwelle in den Verwaltungsräten derzeit noch nicht einmal in der Hälfte der Fälle erreicht wird. Und in den Geschäftsleitungen der fünf grössten bundesnahen Unternehmen liegt der Frauenanteil laut «Schilling»-Report 2017 bei 10 Prozent, also nur leicht über jenem der Privatwirtschaft und noch weit von den 20 Prozent entfernt, die man den privaten Firmen vorschreiben möchte.

Höher ist der Anteil an Kaderfrauen in der zentralen Bundesverwaltung. Gemäss dem

Rund ein Fünftel aller offenen Chefposten wurde mit einer Frau besetzt.

letzten Bericht des Eidgenössischen Personalamts (EPA) von 2017 arbeiten im mittleren Kader rund 32 Prozent Frauen; der vom Bundesrat festgesetzte Sollwert liegt bei 33 bis 40 Prozent. Auf dieser Stufe (Lohnklasse 24 bis 29) sind typischerweise Akademiker mit anspruchsvollen Aufgaben tätig, wichtige Chefposten gehören nicht dazu. Im eigentlichen Topkader – dazu zählen Amtsdirektoren oder Generalsekretäre, aber auch Hauptabteilungschefs (Lohnklasse 30 bis 38) – beträgt der Frauenanteil entsprechend der letzten Erhebung

gut 19 Prozent; vorgegeben ist ein Sollwert von 20 bis 25 Prozent. Ein näherer Blick zeigt, dass das Innendepartement und die Bundeskanzlei am meisten Frauen in hohen Funktionen beschäftigen. Schlusslicht bildet das Verteidigungsdepartement, was man noch verstehen kann. Doch auch im Wirtschafts-, im Justiz- und im Aussendepartement, wo es nicht speziell um Männerberufe geht, liegt man entweder deutlich unter der Mindestquote oder krebst darum herum.

Bewerberinnen haben Vorrang

Dass die Frauen im Bund heute im Schnitt bloss rund einen Fünftel der Chefposten besetzen, kann einen erstaunen. Denn die Bundesverwaltung ist ein ausgesprochen familienfreundlicher Arbeitgeber. Teilzeit- oder Jahreszeitarbeit ist auch in höheren Funktionen grundsätzlich möglich, was speziell für Mütter sehr attraktiv ist. Es werden Betreuungsplätze eingekauft und mitfinanziert, zudem gibt es speziell für ambitionierte Frauen Angebote wie Mentoring oder Coaching. Vor allem aber haben Frauen bei Bewerbungen Vorrang. Die Departemente sind nämlich bereits seit 2003 verpflichtet, speziell auf die Erhöhung des Frauenanteils in Kaderpositionen zu achten. Das heisst konkret, dass bei Stellenbesetzungen Kandidatinnen bei gleicher Qualifikation so lange

Vorrang haben, bis die Parität mit den Männern erreicht ist – und das seit fünfzehn Jahren.

Schaut man sich dieses Bündel an Massnahmen an: Sollte der Frauenanteil da mittlerweile nicht höher sein? Barbara Schärer, EPA-Direktorin und selber eine der wenigen Chefinnen im Finanzdepartement, ist mit der Entwicklung insgesamt zufrieden, wie sie auf Anfrage sagt. «Ein Fünftel Frauen in Top-Positionen und ein Drittel im mittleren Kader: Das ist im Vergleich mit anderen grossen Unternehmen kein schlechter Wert.» Der Anteil der Frauen in Kaderpositionen steige seit Jahren kontinuierlich an, man mache jedes Jahr einen kleinen Schritt vorwärts. «Allerdings braucht das Ganze seine Zeit.» Man könne eine Frau erst dann nachziehen, wenn ein Chefposten frei werde, erläutert Schärer. Anders gesagt: Eine Aufsteigerin muss warten, bis ein Vorgesetzter seinen Sessel räumt, und das kann Jahre dauern.

Eine Aufsteigerin muss warten, bis ein Vorgesetzter seinen Sessel räumt.

Die Erfahrungen in der Bundesverwaltung zeigen, dass sich die Geschlechtervertretung nicht auf die Schnelle ändern lässt – selbst dann nicht, wenn der Arbeitgeber erhebliche Anstrengungen unternimmt, um den Anteil der Kaderfrauen zu erhöhen. Das Parlament tut gut daran, dies bei der Aktienrechtsreform zu berücksichtigen und nicht unrealistische Ziele zu statuieren. Noch besser wäre freilich, es würde auf Geschlechtervorgaben überhaupt verzichten. Denn über die Personalpolitik von Unternehmen zu bestimmen, ist nun einmal keine staatliche Aufgabe. ○



Personalamt-Direktorin Schärer.

Bund

Teure Taubenthalde

Es war alles schon aufgegleist. Doch dann stoppte Bundesrat Maurer ein rund 200 Millionen Franken teures Bauprojekt in Bern. Was sind die Gründe?

Das Bundesamt für Bauten und Logistik (BBL) im Departement von Ueli Maurer ist bekannt dafür, dass es bei Sanierungen des beträchtlichen Immobilienparks der Eidgenossenschaft mit der grossen Kelle anrührt. Etappe für Etappe brachte das BBL mit Hunderten von Millionen Franken das Bundeshaus und die darum herum gruppierten Verwaltungsgebäude wieder zum Glänzen. Nun wären die Gebäude auf dem Areal Taubenthalde an der Reihe gewesen.

Es geht um drei Gebäude in unmittelbarer Nähe zu Bundeshaus und Bahnhof, an einem zur Aare abfallenden Südhang gelegen. Die zum Teil kreuzförmigen Gebäude wurden in den 1970er Jahren erstellt. Darin untergebracht sind unter anderem die Bundesanwaltschaft, das Bundesamt für Justiz oder die Direktion für Völkerrecht, welche zum Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) gehört.

100 Millionen Franken Mehrkosten

Es war alles schon aufgegleist. Für die Sanierung hatte das BBL 2016 einen Wettbewerb durchgeführt. Das Siegerprojekt kam aus Bern. Ein Vorprojekt wurde sogleich in Angriff genommen. Doch an der Bundesratssitzung vor einer Woche informierte Finanzminister Ueli Maurer den Bundesrat in einer Info-Notiz, dass aus dem geplanten Umbau nichts werde – weil schon heute absehbar sei, dass die Kosten völlig aus dem Ruder laufen würden.

Für die Sanierung der Taubenthalde hatte das BBL ein Kostendach von rund 194 Millionen Franken beziehungsweise 120 000 Franken pro Arbeitsplatz festgelegt. Schon das allein ist ein stolzer Betrag für eine simple Sanierung. Die Resultate aus dem Vorprojekt hätten jedoch aufgezeigt, dass diese Investitionen um rund 100 Millionen Franken überschritten würden und die Terminvorgaben (Bezugstermin 2023) nicht eingehalten werden könnten, schreibt Maurer in seiner Info-Notiz an den Bundesrat. Um anzufügen: Das Projekt lasse sich auch kostenmässig nicht optimieren.

Es kommt nicht alle Tage vor, dass die Immobilienmanager des Bundes ein derart weit fortgeschrittenes Projekt stoppen. Erst recht nicht, wenn wie im gegenwärtigen Fall damit auch der Plan für die Unterbringung der verschiedenen Bundesämter, das sogenannte Unterbringungskonzept 2024, durcheinandergerät. Gemäss diesem Konzept wollte das BBL



Geplanter Berner Sanierungsbau.

nach erfolgter Sanierung der Taubenthalde ab 2024 die komplette Verwaltung des EDA hier einquartieren. Heute sind die EDA-Einheiten über die ganze Stadt verstreut. Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) hat ihren Sitz beispielsweise in Ausserholligen am Berner Stadtrand.

Deza muss nach Zollikofen

Nun rückt die Deza nicht näher ans Bundeshaus, wie man es ursprünglich geplant hat, sondern noch weiter weg. Denn die neue Unterbringungsplanung sieht vor, die EDA-Verwaltung in einem polyvalenten und wirtschaftlichen Neubau unterzubringen. Und zwar in Zollikofen, im Norden von Bern. Für die Konzentration an jenem Standort, wo der Bund bereits neue Verwaltungsgebäude gebaut hat, wird eine weitere Etappe realisiert. Das kommt offenbar billiger als eine Gesamtrenovierung der Immobilien an der Taubenthalde. Für diejenigen Dienste des EDA, die zwingend in unmittelbarer Nähe des Bundeshauses situiert sein müssten, werde das BBL für 120 Arbeitsplätze ein Objekt zur Verfügung stellen, heisst es in dem Papier weiter.

Durchschnaufen können vorderhand die Mitarbeiter des Bundesamtes für Justiz. Ihnen bleibt der Umzugsstress erspart. Denn sie können gemäss dem inzwischen angepassten Unterbringungskonzept des BBL bis mindestens 2027 an der Taubenthalde bleiben. Doch spätestens dann wird eine Gesamtrenovierung dieser Verwaltungsgebäude wieder zum Thema.

Hubert Mooser

«No bullshit»

ETH-Präsident Lino Guzzella kämpft für faire Chancen und harte Arbeit – die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Schweiz, wie er sagt. In den nächsten sechs Jahren will er hundert neue Professuren schaffen. Denn er ist überzeugt: Nur so könne die ETH Zürich an der Weltspitze bleiben. *Von Lukas Weber*

Er habe schlecht geschlafen, sagt der ETH-Präsident zur Begrüssung. Nackenstarre! Mit der warmen Teetasse reibt er sich die schmerzende Stelle. Sein riesiges, mit Holz getäfeltes Büro strahlt den nüchternen Stolz der 1855 gegründeten «Eidgenössischen polytechnischen Schule in Zürich» aus. Daneben nimmt ohne viele Worte sein persönlicher Referent Platz. Guzzella ist für eine offene Redeweise bekannt und, wie er selbst sagt, «kräftige Adjektive».

Lino Guzzella verkörpert so etwas wie den schweizerischen Traum. Sein Vater wanderte aus Norditalien in die Schweiz ein und verdiente bei den Zürcher Ziegeleien sein Brot. Die Mutter, aus der gleichen Gegend stammend, war Köchin. Beide mussten sich mit gerade mal fünf Jahren Primarschule begnügen. Ihr Sohn Lino besuchte das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium in Zürich («Arbeiterkinder wollen Ingenieur werden»), studierte Maschinenbau. 1986 erwarb er den Dokortitel und arbeitete mehrere Jahre bei den Industrieunternehmen Sulzer und Hilti. 1993 wurde Guzzella an der ETH Zürich zum Professor ernannt, 2012 zum Rektor, und 2015 wurde er ihr Präsident.

Die beste staatliche Universität der Welt

Guzzellas Aufstieg war die Frucht harter Arbeit, fairer Chancen und von Meriten. Leistung, persönliches Verdienst und darin begründete Belohnung und Beförderung – die Tugenden haben die Werteskala von Guzzella geprägt. Jene, die ihn kennen, loben seine Ehrlichkeit, seinen Humor und unpräzisen Ernst («No bullshit») sowie seine Teamfähigkeit.

Die Guzzella anvertraute ETH Zürich ist unbestritten das Kronjuwel der schweizerischen Universitäten. Die anerkannte Rangliste von *Times Higher Education* platziert sie als beste kontinentaleuropäische Universität und weltweit auf Rang 10, dicht hinter Princeton, Stanford oder Oxford (die nächstplatzierte schweizerische Universität ist die ETH Lausanne, auf Rang 38). Heute studieren an der ETH Zürich gut 20 000 Personen (vor dreissig Jahren war es die Hälfte). Die Zürcher Hochschule erhält jährlich 1,3 Milliarden Franken direkte Bundesmittel, weitere 450 Millionen steuern Dritte bei, unter anderem der Schweizerische Nationalfonds.

Die ETH Zürich hat sich konstant nach oben gearbeitet. Vor nur sechs Jahren lag sie noch auf Rang 15. Wo wird sie in sechs Jahren stehen? «Ich habe eine wunderbare Hochschule übernommen und möchte diese in einem noch besseren Zustand weitergeben», bekennt Guzzella. Ihr



«Lernen ist und bleibt mühsame Arbeit»: Ingenieur Guzzella.

Erfolg hänge von drei Faktoren ab: dem verfügbaren Geld, der Anziehungskraft auf die besten Köpfe überall auf der Welt und der Autonomie, gepaart mit Vertrauen aus der Politik. Die Konkurrenz ist knallhart. Alle Universitäten, die im Ranking vor der ETH stehen, sind privat. «Und Asien ist daran, aufzuholen», erinnert Guzzella. Die Technischen Hochschulen werden über ein Bundesgesetz gesteuert. Nach acht Jahren grosszügiger Bevorzugung – die direkten Bundesmittel stiegen jährlich um mehr als 3 Prozent,

Im Vergleich zu anderen Unis liegt die Studiengebühr an der ETH Zürich heute grotesk tief.

deutlich mehr als bei den übrigen Bereichen im Durchschnitt – bewilligte das Parlament für 2018 nur noch 1,5 Prozent Wachstum.

Im Vergleich zu anderen entsprechenden Universitäten liegt die Studiengebühr an der ETH Zürich heute grotesk tief (1160 Franken pro Jahr sowohl für inländische wie für ausländische Studenten; im März wird der ETH-Rat über eine Anhebung auf 1660 Franken entscheiden). Die 2003

ins Leben gerufene ETH Zürich Foundation beschafft jährlich einen zweistelligen Millionenbetrag. Gemäss Rektorin Sarah Springman liegt die Obergrenze für die ETH Zürich bei 20 000 Studenten. Die Gründe sind nicht nur finanzieller Natur. Zum einen kann nicht beliebig vielen Studenten eine gute Betreuung gewährleistet werden, zum andern wird der Raum knapp: Die ETH im Zentrum ist längst gebaut, auch auf dem Campus Hönggerberg am Stadtrand sind die Expansionsmöglichkeiten begrenzt.

Guzzellas Zukunftspläne

Die ETH Zürich wurde vom Unternehmer und liberalen Politiker Alfred Escher (1819–1882) gegründet. An den Grundwerten hat sich seither nichts geändert. Es ist das Mantra des liberalen Bundesstaates: Freiheit und Eigenverantwortung, Unternehmertum und Weltoffenheit. Stillstand ist auch für Guzzella keine Option. Er schmiedet Zukunftspläne.

Im vergangenen Oktober kündigte Guzzella die Initiative «ETH plus» an. In sechs Jahren möchte er hundert neue Professuren schaffen. Das Geld – 550 Millionen Franken bis 2024 – soll aus den Finanzreserven, neuen Einnahmen

aus der Zusammenarbeit mit der Industrie und Einsparungen von durchschnittlich 10 Prozent bei den bestehenden rund 500 Professuren kommen. Die Einzelheiten sind noch offen, doch bereits kündigt sich Widerstand an. Guzzella bleibt hart: «Ich erwarte von jedem Professor, dass er an die Zukunft denkt.»

Die ETH soll aber nicht nur wachsen, sondern auch Schwerpunkte setzen. Im Vordergrund stehen die Datenwissenschaften (Stichwort Big Data), die Medizinwissenschaften, die Energie- und Klimaforschung sowie die Fertigungstechnik. Die schweizerische Pharmaindustrie mit ihren Flaggschiffen Novartis und Roche ist unverändert topfit, doch die Maschinenindustrie und die Finanzwirtschaft lahmen. Die einheimische Wirtschaft braucht Zukunftsmärkte und neue Impulse.

Heinrich Ursprung, ETH-Präsident vor vierzig Jahren, bezeichnete sich einst als «Advokaten der Lücke»: Erst bildete er zwischen den rivalisierenden Elektroingenieuren und Mathematikern einen Freiraum, dann führte er Informatik als neue Fachrichtung ein.

Guzzella musste sich die Fertigkeiten, die er zur Führung einer Universität mit 531 Professoren und gut 11 000 Mitarbeitern braucht, schrittweise aneignen. Von Natur aus scharfsinnig und ungeduldig, war er es als ETH-Professor gewohnt, der Gescheiteste im Raum zu sein. Mit seiner Berufung zum Rektor änderte sich dies schlagartig. «Ich befand mich nun häufig in Situationen, in denen ich nicht mehr der Experte war. Umso wichtiger wurde, dass ich mir andere Meinungen anhörte, Gespräche führte und langsamer wurde.» Dabei lacht er: Seine Mitarbeiter fänden nicht unbedingt, er sei langsam geworden. Mit der Wahl zum Schulleiter wurden seine Aufgaben noch verschiedenartiger. Das ETH-Präsidium bringt viel – man möchte fast sagen, unschweizerisch viel – Macht mit sich. Die Verantwortung reicht von der Berufung von Professoren, der Festlegung der Strategie und der Zuteilung der Geldmittel bis zur aktiven Beziehungspflege gegenüber Behörden, der Politik, der Öffentlichkeit (Guzzella gibt viele Interviews) und ausländischen Institutionen.

Führung heisst für den ETH-Präsidenten «die Voraussetzungen schaffen, die es braucht, damit unsere fantastischen Leute an der ETH ihr Potenzial ausschöpfen können». Dazu müsse er erst einmal gut zuhören, sein Gegenüber verstehen, Ziele für die Hochschule entwickeln und, das sei der springende Punkt, jene, die diese Ziele nicht teilen, von deren Richtigkeit überzeugen. Er habe gemerkt, wie wichtig es sei, verschiedene Meinungen einzuholen: «Es gibt nie nur eine Sicht auf ein Problem, zum Entscheiden brauche ich gute Informationen und Bauchgefühl.» Für einen Ingenieur, der gelernt hat, Maschinen zu kontrollieren, ist das keine leichte Aufgabe.

Der Aufstieg in der Schweizer Bildungs- und Forschungshierarchie hat Guzzella auch

Maulkörbe eingebracht. Der Fachmann in Energie- und Antriebstechnik kritisierte früh die staatliche Förderung von Elektromobilen, da diese zu teuer, zu schwer und in ihrer Reichweite zu beschränkt seien. Die massiven Subventionen an Firmen für die Entwicklung von Elektroautos widersprechen seinem liberalen Credo: «Ich halte dies für einen fundamentalen Fehler.» Die Politik solle die Rahmenbedingungen schaffen; dass sie aber auch noch die Methode bestimmt, wie ein Ziel erreicht werden soll, ist für ihn ein Sündenfall.

«Zum Entscheiden brauche ich gute Informationen und Bauchgefühl.»

«Damit wird nicht mehr rational entschieden, sondern danach, wie man am meisten Subventionen abholen kann», kritisierte er 2011 gegenüber dem *Magazin*. Im selben Jahr gab er *Brand eins* zu Protokoll: «Blicken wir zurück in die Wissenschaftsgeschichte. Die grossen Forschungsprogramme haben selten zu technischen Durchbrüchen geführt. Wir brauchen eine offene Forschungskultur.»

Unabhängiger Geist

Dieser Logik folgend, lehnt Guzzella auch die Energiewende-Pläne des Bundesrats ab. Am 27. September 2012 – einen Tag bevor dieser seine Energiestrategie 2050 in die Vernehmlassung schickte – warnte er in einem öffentlichen Vortrag bei «NZZ Podium» noch einmal eindringlich vor dem Versuch, die Energiegewinnung von fossilen Kraftwerken und Kernkraftwerken durch Alternativenergien zu ersetzen. Danach war bei ihm – dem Vernehmen nach auf bundesrätliches Geheiss – Funkstille. Guzzella gibt sich diplomatisch: «Jede Position bringt eine bestimmte Perspektive mit sich. Seit ich ETH-Präsident bin, äussere ich mich nicht mehr zu Energie- oder anderen Fragen aus meinem Fachgebiet, sondern über Hochschulpolitik.»

Guzzellas unabhängiger Geist ist aber intakt geblieben. Seit seinen Anfängen als ETH-Professor lancierte er Initiativen zur Förderung des kritischen Denkens – selbständig durchgeführte Studentenprojekte, eine «verrückte» Campus-Zeitung. Studenten müssen aber auch mit versteckten Fehlern in Musterlösungen rechnen, die sie zu Widerspruch und kritischem Denken anregen sollen. Fehler sind keine Sünde, sondern eine Chance, zu lernen.

Dem *360 Magazin* vertraute Guzzella an: «Wenn Sie das intellektuelle Potenzial haben, dann müssen Sie dieses an vielen Beispielen, an konkreten Fällen, schärfen. Es ist entscheidend, dass Sie nicht alles glauben, was man Ihnen erzählt.» Und zum Schweizer Ideal: «Lernen ist und bleibt mühsame Arbeit. Man muss sich über längere Zeit hinsetzen und konzentriert an einem Thema dranbleiben.» ○

Schweiz

Gedruckte Einfalt

«No Billag» sei ein Angriff auf die Medienvielfalt, heisst es. Gerade jetzt herrscht wieder Einheitsbrei.

Eine lebendige Demokratie lebt von Angriff und Verteidigung. Abstimmungskämpfe sind ein Kampf um die besseren Argumente.

Der Streit um Mehrheiten kann aber nur dann funktionieren, wenn beide Seiten gehört werden. Hier kommen die Medien ins Spiel. Von den privatwirtschaftlich geführten Zeitungen und elektronischen Medien kann nicht verlangt werden, dass sie, Eunuchen gleich, keine eigenen Standpunkte propagieren. Das ist die Kür. Zum Pflichtteil der Medien gehört es, Befürworter und Gegner gleichermaßen anzuhören. Es geht nicht an, dass eine Seite totgeschwiegen wird. Exakt diesem Schnittmuster folgt leider die «No Billag»-Kontroverse.

Das Forschungsinstitut Öffentlichkeit und Gesellschaft (FÖG) der Universität Zürich hat ans Licht gefördert, dass «No Billag» von den Medien praktisch unisono abgelehnt wird. Das ist insofern noch keine Hiobsbotschaft, als die Initianten von Volksbegehren oft im medialen Gegenwind stehen. Skandalös ist hingegen, dass das Gros der Zeitungen die «No Billag»-Initianten regelrecht schneidet. Drastisch zu beobachten ist dies laut dem Institut in praktisch allen Titeln der Westschweiz, im Kampagnenblatt *Blick*, im *Tages-Anzeiger*, in der *Südostschweiz* und in der *Luzerner Zeitung*.

Der Bündner CVP-Nationalrat Martin Candinas warnt, nach einem Ja zu «No Billag» würde die Schweiz zur Medienwüste erodieren. Leben wir denn nicht bereits in einer Wüste, wenn die Befürworter eines Volksbegehrens von Sandstürmen erfasst und von Monopolblättern wie der *Südostschweiz* weggeblasen werden? Wie soll das Vertrauen in die schlingernden Medien gestärkt werden, wenn im demokratischen Wettstreit die eine Seite mundtot gemacht wird – wenn Einfalt die Vielfalt ersetzt?

Zwei Medienunternehmen halten tapfer dagegen. Zum einen ist es die SRG selber. Dort erhalten die Befürworter von «No Billag» eine Resonanz von 36 Prozent. Dieser Wert darf sich sehen lassen. Der Ausreisser ist allerdings die *Weltwoche*. Die Pro-Akteure erhalten hier laut der FÖG-Erhebung eine Resonanz von exakt 50 Prozent. Das ist eine Punktlandung. Sie zeigt, dass die *Weltwoche* ihren deklarierten Anspruch, für grösstmögliche Vielfalt und Offenheit im Meinungsstreit einzustehen, vorbildlich einlöst.

Eine Gewissheit ist also bereits vor dem Urnengang vom 4. März in Stein gemeisselt. Wenn es die *Weltwoche* nicht gäbe, müsste man sie schleunigst erfinden. *René Zeller*

Dümmmer, schöner, krimineller

Die Vielfalt lebt, im Guten wie im Schlechten. Die Kantone der Schweiz unterscheiden sich erheblich voneinander: Basler sind krimineller als der Rest der Schweiz, die Appenzeller leben gesünder als alle anderen. Das etwas andere Kantons-Ranking. Von Peter Keller und Jonathan Nemeth (Illustrationen)

Wie häufig verstossen Aargauer, Genfer oder Zuger gegen das Strafgesetzbuch? Der Vergleich zeigt: Es lebt sich wesentlich sicherer auf dem Land als in städtischen Gebieten. Oder anders gesagt: Basler sind, statistisch gesehen, rund sechsmal krimineller als die Bewohner von Uri.

Die gute Nachricht: Die Schweiz stirbt nicht aus. Es kommen mehr Kinder auf die Welt (10,5 auf tausend Personen), als dass Leute das Zeitliche segnen (8,5 pro Tausend). Die schlechte Nachricht: Die Zürcher vermehren sich am meisten.

Natürlich ist der Glaube eines Menschen nicht an die Mitgliedschaft bei einer Religionsgemeinschaft gebunden. Trotzdem zeigt die Zahl der Konfessionslosen, wie unterschiedlich stark sich die Schweizer Bevölkerung von ihren ursprünglichen kirchlichen Milieus entfremdet hat. In Basel-Stadt gehört bereits jeder Zweite keiner Konfession mehr an. Schönheit liegt bekanntlich im Auge des Betrachters. Ausschlaggebend ist hier allein die Zahl der Logiernächte. Graubünden überstrahlt alle mit 23,4 Logiernächten pro Kopf.

Die Rolle des hässlichen Entleins muss der Kanton Basel-Landschaft übernehmen – mit gerade mal einer Übernachtung pro Einwohner und Jahr. Die Kantonsausgaben gehen weit auseinander. Ein Teil der Unterschiede erklärt sich durch die Standorte von Hochschulen. Bergkantone haben dafür höhere Kosten für die Verkehrserschliessung oder für Bauten gegen Naturbedrohungen. Eine Faustregel kann man ableiten: Je urbaner und welscher der Kanton ist, desto höher sind die Staatsausgaben.

Nix mit Frauen am Herd

Die Schweiz ist stolz auf ihr duales Berufsbildungssystem: dass junge Menschen ihre Ausbildung in den Betrieben absolvieren oder eine weiterführende Schule wie das Gymnasium besuchen. Dieses Ranking behandelt deshalb beide Bildungswege gleichwertig. Problematisch ist jene Gruppe junger Menschen, die gar keinen Abschluss machen. Sie haben ein deutlich höheres Risiko, dem Sozialstaat zur Last zu fal-

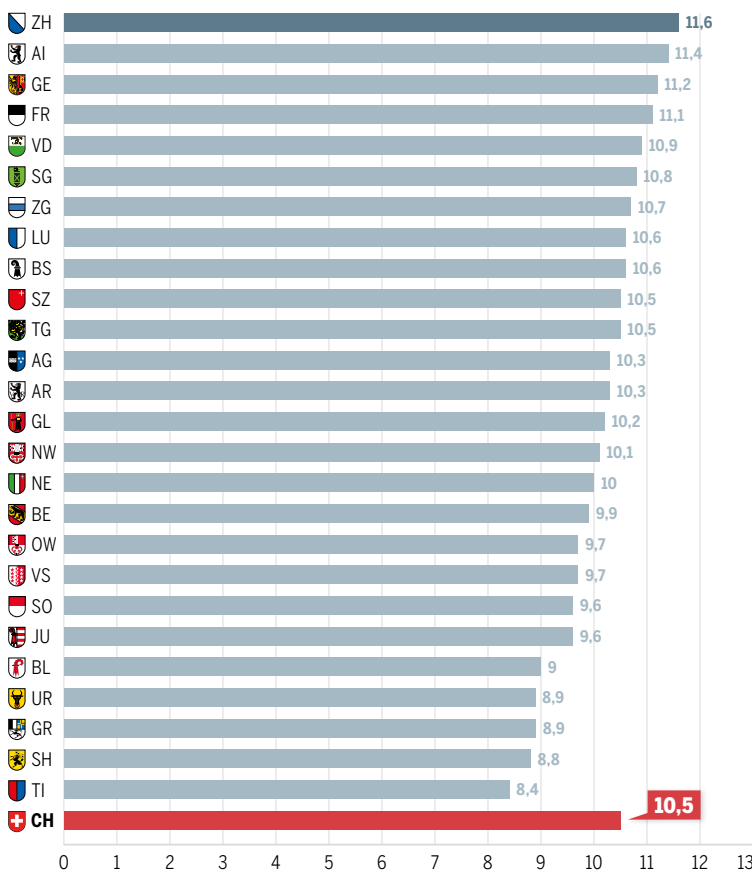
len. In Genf hat fast jeder Fünfte bis 25 Jahre keinen Bildungsabschluss.

Stadtluft macht krank. Pro Kopf fallen in Basel-Stadt rund dreimal mehr Gesundheitskosten (Spital, Arzt- und Apothekenbesuche, Medikamente, Laborkosten, Pflegeheime, Physiotherapie, Spitex und so weiter) an als bei den robusteren Mitbürgern aus Uri und Obwalden. Würde sich die Höhe der kantonalen Krankenkassenprämien an den Gesundheitskosten pro Einwohner ausrichten, könnten sich die Appenzeller über halb so hohe Prämien freuen wie der Schweizer Durchschnitt.

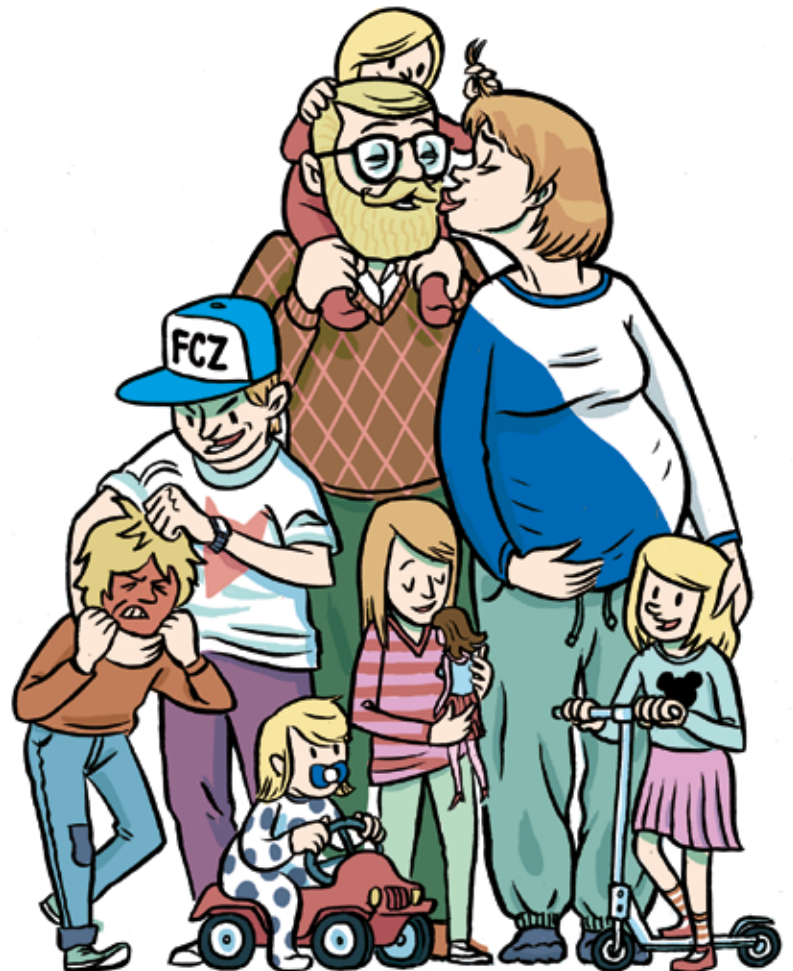
Vier von fünf Schweizerinnen und Schweizern im erwerbsfähigen Alter gehen einer Beschäftigung nach. Die Tabelle widerlegt ein Klischee: In den als konservativ geltenden Kantonen ist die Quote überdurchschnittlich hoch. Also nix mit Frauen am Herd. Ein anderes Klischee wiederum bestätigt sich: In der lateinischen Schweiz scheint die Arbeitsethik weniger ausgeprägt zu sein als im Rest des Landes. >>>

Der paarungsfreudigste Kanton

Geburtenziffer im Jahr 2015, in Promille



QUELLE: BFS



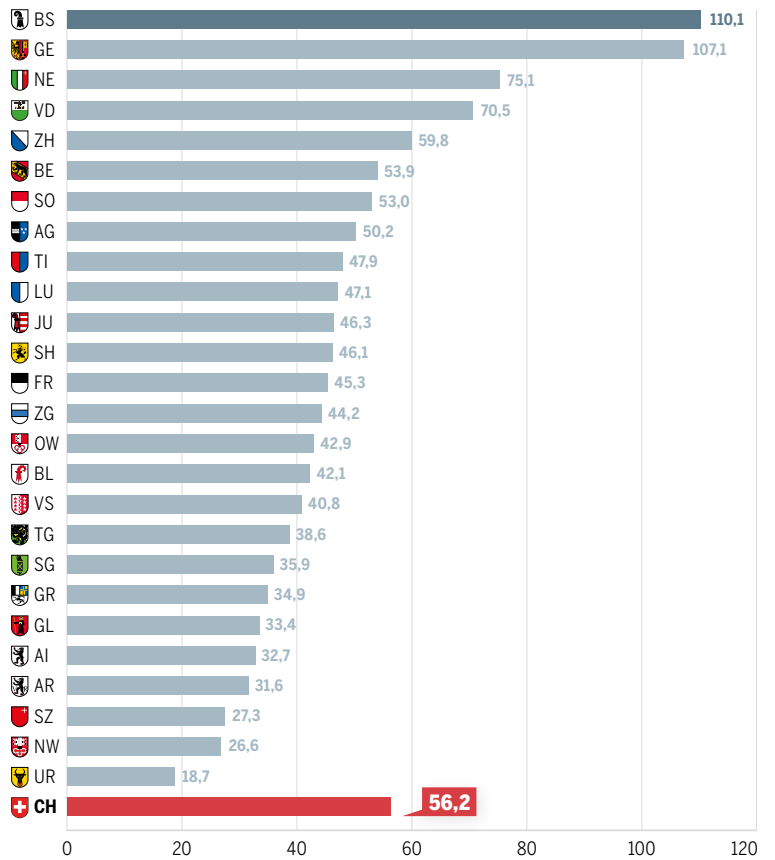
Im Kanton Zürich werden die meisten Kinder geboren.



Spitzenreiter bei Straftaten: Basel-Stadt.

Der kriminellste Kanton

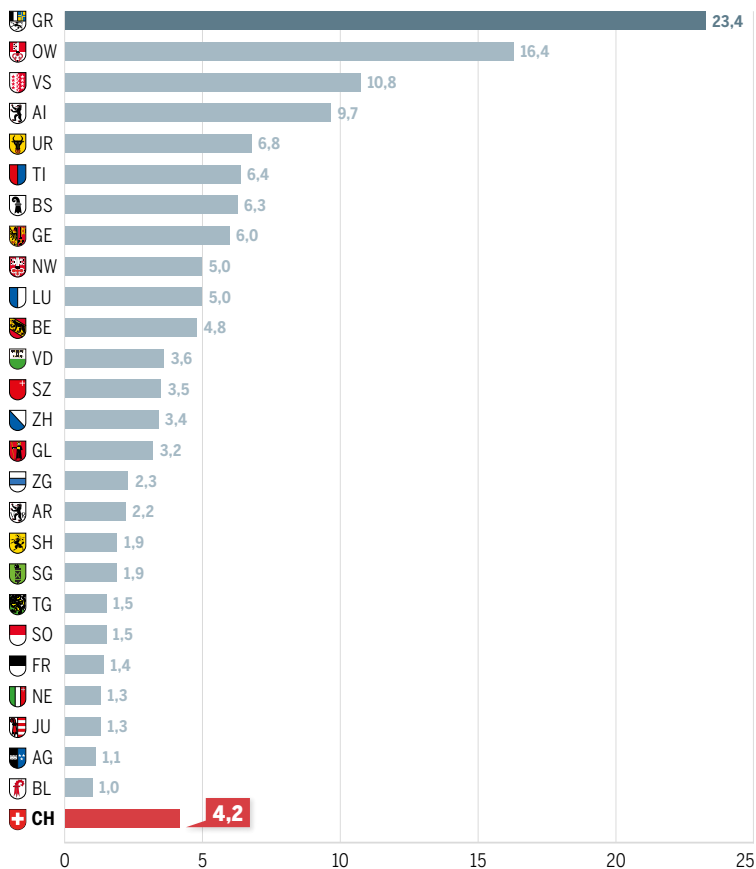
Häufigkeit Verstöße gegen das Strafgesetzbuch im Jahr 2016, in Promille



QUELLE: BFS

Der schönste Kanton

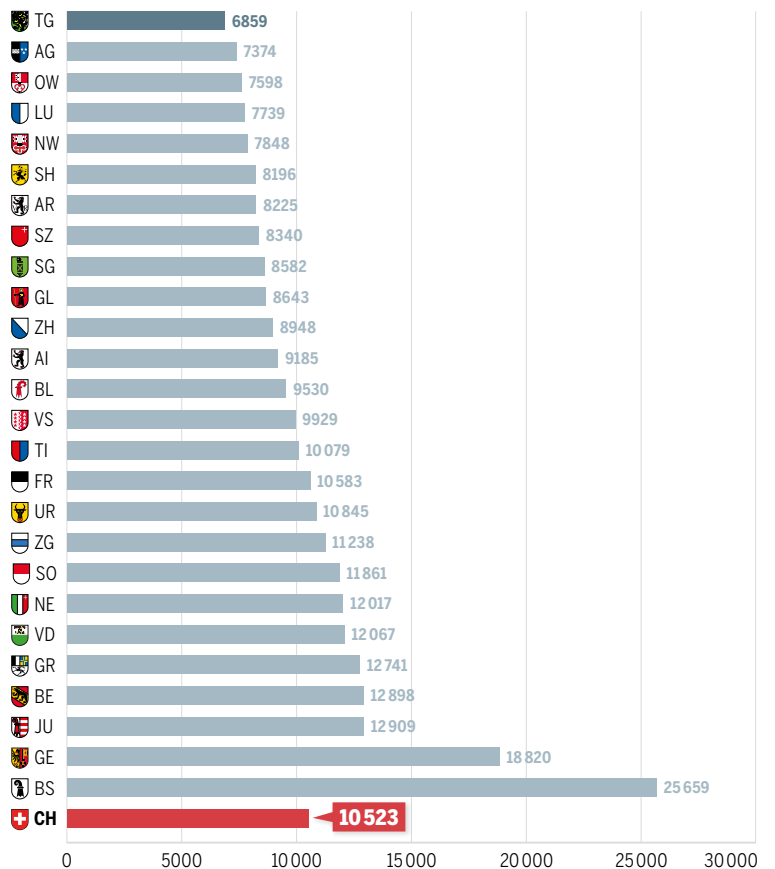
Anzahl Logiernächte im Jahr 2016, pro Kopf



QUELLE: SCHWEIZER TOURISMUS IN ZAHLEN, 2016

Der sparsamste Kanton

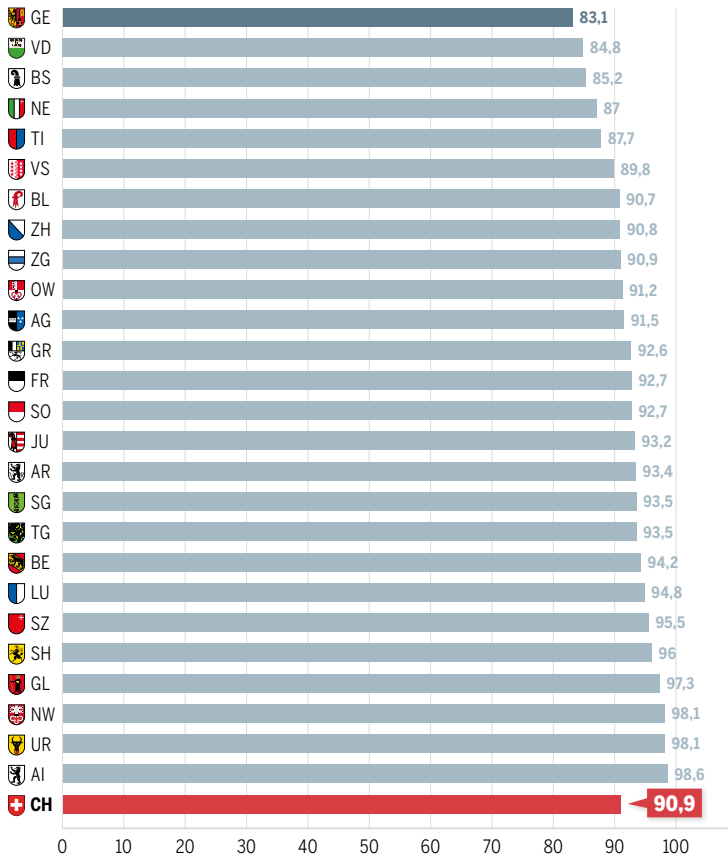
Kantonale Ausgaben pro Kopf (2015) im Verhältnis zur Bevölkerungszahl (2016), in Franken



QUELLE: BFS UND FINANZSTATISTIK, JAHRESBERICHT 2015

Der dümmste Kanton

Abschlussquote Sekundarstufe II (Gymnasium, Fachmittelschule, berufliche Grundausbildung) bis 25 Jahre, in Prozent



QUELLE: BFS



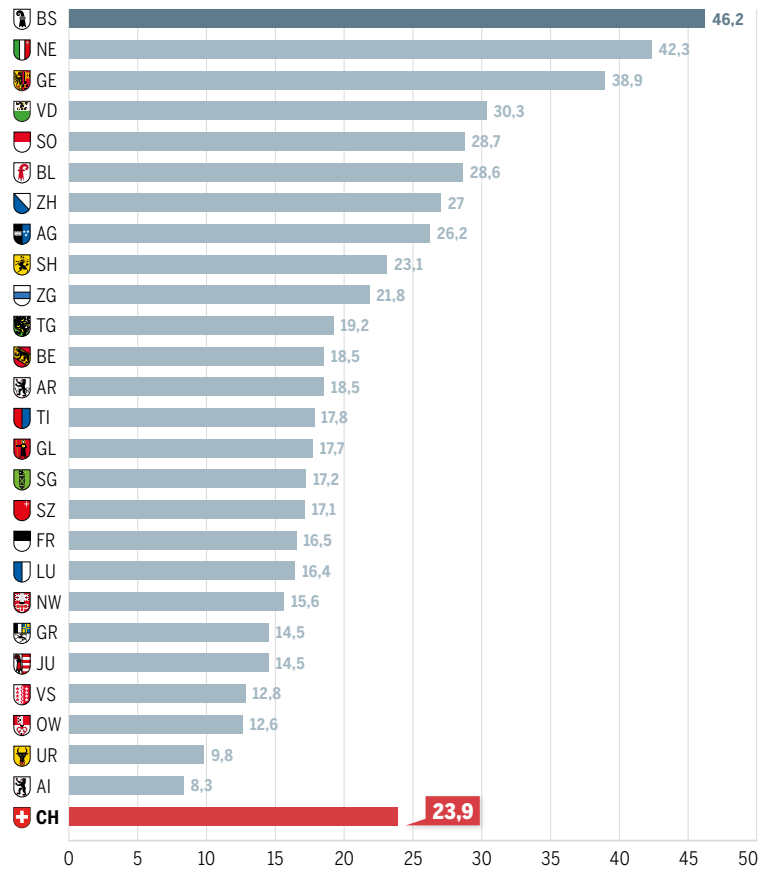
Die Genfer hinken bildungsmässig hinterher.



In Basel-Stadt hat der Glaube den niedrigsten Stellenwert.

Der ungläubigste Kanton

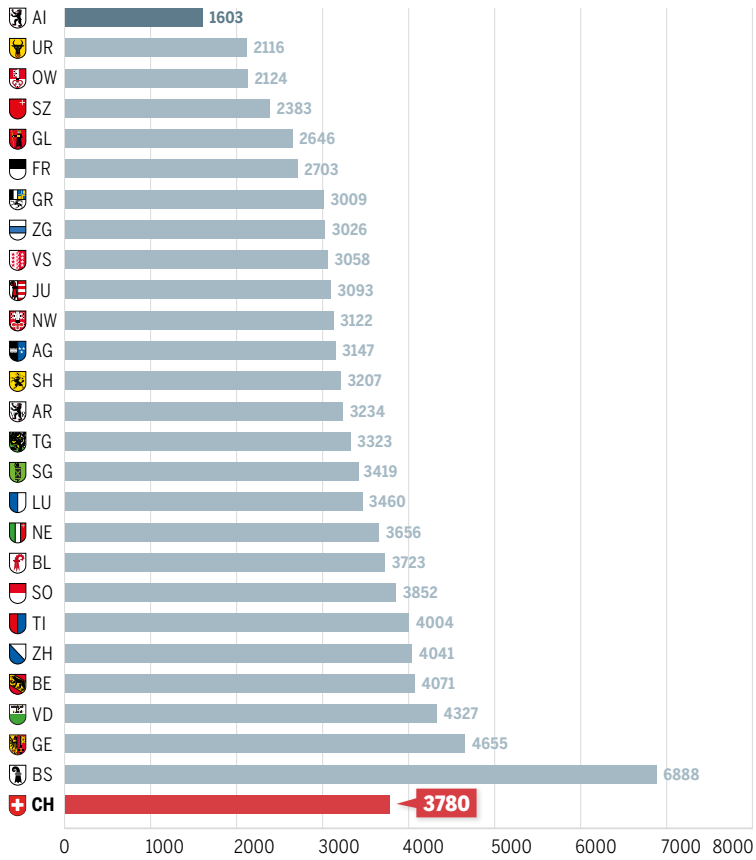
Anteil der Bevölkerung ohne Konfessionsangabe, in Prozent



QUELLE: BFS

Der gesündeste Kanton

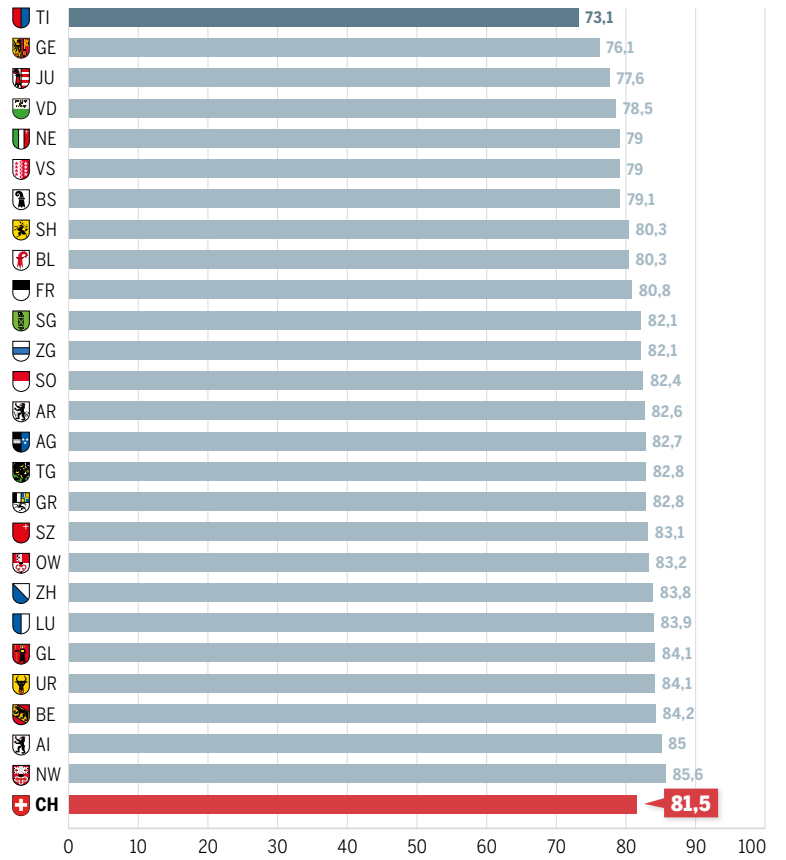
Gesundheitskosten pro Kopf im Jahr 2016, in Franken



QUELLE: SASIS AG, RECHNUNGSSTELLERSTATISTIK, 2016

Der faulste Kanton

Netto-Erwerbsquote (15- bis 64-Jährige) im Jahr 2015, in Prozent



QUELLE: BFS



Meister
Werk

MontePiazzo 2014

*Valpolicella classico superiore doc
Serego Alighieri – Masi, Veneto*

Klassischer Valpolicella.
Von einzigartiger Eleganz.
Dank zweiter Gärung.
Mit getrockneten Beeren.
Ein Ausbund von delikaten Fruchtnoten.

Recchi Bindella

CHF **18.40** netto
statt 23.00, 75 cl

Jetzt bestellen auf bindella.ch
Gültig bis 04.03.2018

Bindella
la vita è bella



Helfer ohne Grenzen

Der Sex-Skandal um britische Hilfsorganisationen zieht weiter Kreise. Jetzt rächt sich, dass die meist linken Gruppen von den Medien Jahrzehnte lang kaum unter die Lupe genommen wurden.

Von James Delingpole

Einige der namhaftesten Hilfsorganisationen der Welt – darunter Oxfam und Médecins sans Frontières – sind in einen Sexskandal verwickelt. Mitarbeiter werden beschuldigt, mit minderjährigen Prostituierten verkehrt und Hilfsgüter gegen Sex angeboten zu haben.

Mark Goldring, der Direktor von Oxfam, bemühte sich in einem Interview mit dem *Guardian*, von der Sache abzulenken, indem er die Opferkarte ausspielte: «Angesichts der Intensität und Vehemenz der Angriffe fragt man sich, was wir getan haben. Haben wir kleine Kinder in ihren Bettchen ermordet?»

Damit wird er nicht durchkommen. Für seine Branche ist dies der Harvey-Weinstein-Moment. Und so, wie die #MeToo-Debatte gegenwärtig Hollywood in Atem hält, so wird auch dieser Skandal immer weitere Kreise ziehen.

Beispielloses Fehlverhalten

Es begann mit der Enthüllung, dass Mitarbeiter von Oxfam, darunter auch der ehemalige Haiti-Direktor Roland van Hauwermeiren, Opfer des katastrophalen Erdbebens von 2010, bei dem mehr als 200 000 Menschen ums Leben kamen, sexuell ausgebeutet haben. Auch im Tschad und im Südsudan wurde von beispiellosem Fehlverhalten von Oxfam-Mitarbeitern berichtet. Wenig später räumte die in Paris ansässige Organisation Médecins sans Frontières ein, dass auch sie Beschwerden über sexuelle Übergriffe durch Mitarbeiter erhalten habe – vierundzwanzig Fälle allein im letzten Jahr, neunzehn Mitarbeiter seien bereits entlassen worden. Dann räumte das Britische Rote Kreuz «eine Reihe von Übergriffen im Vereinigten Königreich» ein. Und Save the Children sprach von 31 Fällen, von denen zehn zur Anzeige gebracht wurden. Brendan Cox, vormals Planungsdirektor dieser Organisation, entschuldigte sich für «zutiefst unangemessenes» Verhalten. So habe er in alkoholisiertem Zustand eine Frau an der Gurgel gepackt und ihr mit Vergewaltigung gedroht.

Doch all diese Geschichten sind womöglich nur die Spitze des Eisbergs. Das Problem ist seit Jahren bekannt. 2008 wurde in einem Bericht (ausgerechnet von Save the Children) darauf hingewiesen, dass Kinder in Katastrophengebieten (manche erst sechs Jahre alt) gezwungen würden, sich für Geld, Lebensmittel und Mobiltelefone an Mitarbeiter von Hilfsorganisationen zu verkaufen. 2010 schrieb die niederländische Journalistin Linda Polman in ihrem Buch «War Games» von «Mitarbeitern, die sich tagsüber um Kindersoldaten und Waisenkinder küm-



Enthüllung: Hilfsorganisation Oxfam in Haiti.

mern und sich nachts mit Kinderprostituierten amüsieren». Warum also sind öffentliche Empörung und staatliche Reaktionen bislang so überschaubar? Höchstwahrscheinlich deswegen, weil die Helfer, als selbstlose Helden wahrgenommen, bisher über Kritik erhaben schienen.

Reste dieser nachsichtigen Haltung finden sich in der Berichterstattung linker Medien, etwa beim *Guardian* oder der BBC. Weil sie sich den politisch meist linken Hilfsorganisationen verbunden fühlen, sind sie viel weniger bereit, diese Skandale anzuprangern, als wenn die Übergriffe von Angehörigen der Streitkräfte oder des Bankensektors verübt worden wären.

Doch die Stimmung schlägt um. Das liegt zum Teil an jenem puritanischen und feministischen Furor, der die Welt im Gefolge von #MeToo erfasst hat. Vor allem aber wird deutlich, dass die Öffentlichkeit die Heuchelei und Arroganz dieser allmächtigen Hilfsorganisationen nicht länger hinnimmt.

Oxfam hat ein Jahresbudget von mehr als 400 Millionen Pfund (520 Millionen Franken). Davon werden über 30 Millionen (39 Millionen Franken) im Rahmen der üppigen Entwicklungshilfe vom Staat aufgebracht, kommen also direkt vom Steuerzahler. Viele Leute murren. Warum, fragen sie sich, werden staatliche Dienstleistungen (wie etwa der National Health Service) immer stärker eingeschränkt, wenn

Steuergelder dafür verwendet werden, dass Mitarbeiter von Hilfsorganisationen wie Oxfam Sexpartys mit Minderjährigen veranstalten?

Gute Frage. Seit Jahrzehnten werden Entwicklungshilfe und Hilfsorganisationen hierzulande kaum unter die Lupe genommen. Das britische Ministerium für internationale Entwicklung ist bekannt dafür, dass die Projektförderung sehr lax gehandhabt wird. Gelder fließen in die Taschen von Diktatoren, Warlords und sogar – wie noch kürzlich in Syrien – von Terrorgruppen, die al-Qaida nahestehen. Gelder fließen in fragwürdige Projekte (bei denen es beispielsweise um «Klimawandel» geht) oder andere bizarre Dinge – wie etwa die 5 Millionen Pfund (6,5 Millionen Franken), die an eine äthiopische Girlgroup gingen. Und mit manchen Geldern werden die exotischen Bedürfnisse von Mitarbeitern der Hilfsorganisationen finanziert.

Vielleicht würden Oxfam und Co. etwas mehr Sympathie verdienen, wenn sie nicht so überheblich, selbstbezogen und (obwohl laut Statuten zu politischer Neutralität verpflichtet) so militant links wären. Im Januar (wie in jedem Jahr kurz vor dem Davoser Weltwirtschaftsforum) veröffentlichte Oxfam ihren jährlichen «Ungleichheitsbericht». Die darin aufgestellte Behauptung, die acht reichsten Menschen der Welt besäßen so viel wie die 3,6 Milliarden der ärmsten, wurde von den Medien begierig aufgegriffen. Welche Lösung schlägt Oxfam vor? Höhere Steuern, mehr staatliche Regulierung, also genau jene gescheiterten sozialistischen Rezepte, die gewährleisten, dass die Empfängerländer in Armut verharren. (Vielleicht ist das ja gewollt: Hilfsorganisationen sind auf Hilfsbedürftige angewiesen.)

Organisationen wie Oxfam schreiben anderen Leuten gern vor, wie sie sich zu verhalten haben. Sie selbst, das wissen wir inzwischen, pfeifen darauf. Der Journalist Jonathan Foreman, der sich intensiv mit den schädlichen Folgen von Entwicklungshilfe beschäftigt, schreibt dazu: «Wir reden ja nicht darüber, dass Helfer einfach mal Dampf ablassen wollen, wenn sie sich im Rotlichtviertel von Nairobi amüsieren. Vielmehr beuten sie Opfer von Katastrophen aus, zum Teil noch Kinder, die besonders hilfsbedürftig und schutzlos sind. Diese Leute haben ihre hohen moralischen Ansprüche verspielt. Ihr Verhalten ist ungeheuerlich, seit Jahren werden sie für ihre Taten nicht belangt. Dass sie jetzt die Quittung dafür kriegen, ist überfällig.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



«No Billag»

Warum ich mit Ja stimme

Siebenunddreissig Jahre lang habe ich für die SRG gearbeitet, meist im Stab des Generaldirektors. Seither hat sich vieles verändert. Es ist Zeit für einen Umbruch.

Von Matthias Steinmann

Wenn ich bei der Abstimmung in drei Wochen an der Urne ein Ja einlege, habe ich durchaus das Gefühl, ein Verräter zu sein: Ich arbeitete von 1967 bis 2004 für die SRG, und zwar immer in der gleichen Funktion: als Leiter der Publikumsforschung. In der meisten Zeit durfte ich auch Mitglied des Stabes des Generaldirektors der SRG sein, und 1996 habe ich die Wahl zu diesem Amt knapp verpasst («Wobei sich Verwaltungsjurist Walpen 1996 zum Erstaunen vieler Beobachter unter anderem gegen den freisinnigen SRG-Medienforscher Matthias Steinmann durchsetzte»; Zitat in der NZZ vom 26. Januar 2018).

Ich darf von mir mit einigem Recht behaupten, dass ich die internen Strukturen und das Publikum der Radio- und Fernsehgesellschaft bis zum Zeitpunkt meines Abganges etwas kenne. Ebenfalls habe ich persönlich der SRG viel zu verdanken, auch die Freiheit für eine parallele Karriere an der Universität (und als Telecontrol- und Radiocontrol-Unternehmer).

Warum also trotzdem ein Ja?

Zunehmendes Unbehagen

In der Zeit des Generaldirektors Armin Walpen konnte ich mitverfolgen, wie die SRG mit System einen beschleunigten Expansionskurs einleitete. Die Gebühren erhöhten sich zwar nicht erheblich, aber durch die Ausweitung des Publikums liess sich das gut alimentieren. In meinem seinerzeitigen Konzept zur Führung der SRG (1996) wollte ich die Werbung nach 20 Uhr abschaffen.

Wenn man heute mit etwas Distanz den sogenannten Service public SRG besieht, so unterscheidet er sich bezüglich Häufigkeit und Intensität der Werbung kaum mehr von den Werbesendern in Deutschland. Das löste bei mir ein zunehmendes Unbehagen aus. Beim näheren Blick auf die zusätzlichen Programme gewinnt man ebenfalls den Eindruck, dass sich nicht alles mit Service public rechtfertigen lässt. Weniger wäre hier eindeutig mehr.

Die staatspolitischen Argumente, die Information der Minderheiten usw., anerkenne ich alle absolut. Aber hierfür braucht es nicht ein mittlerweile derart aufgeblasenes elektronisches Mediensystem aus einer Hand. Bekann-

tes Beispiel: Dank ihrer finanziellen Quellen konnte die SRG mehr als hundert Leute an das Filmfestival in Locarno delegieren, was aber nur einem geringen Publikumsinteresse entspricht (meiner Ansicht nach die Spitze vieler Eisberge). Die meisten Argumente bezüglich einer notwendigen Reform der SRG sind zwar bekannt, wie jene der Gegner ja auch.

Der strategische Fehler lag eindeutig in der Politik, insbesondere bei Bundesrätin Doris Leuthard, die nicht erkannte, dass dem



Weniger wäre eindeutig mehr.

knappen Ergebnis vor drei Jahren bei der Wandlung der Geräte- zu einer Haushaltssteuer eine ernsthafte Service-public-Diskussion mit einem konkreten Gegenvorschlag zur «No Billag»-Initiative hätte folgen müssen. Dass dem Volk kein Gegenvorschlag unterbreitet wird, ist fatal und vor allem kurzsichtig. Nun stehen wir also vor einer Schwarz-Gold-Situation, und ein Mittelweg ist danach nur durch ein erhebliches Einlenken der politischen Kräfte möglich, aber zurzeit leider wenig wahrscheinlich.

Die «No Billag»-Initiative wird meiner Auffassung nach zu Recht abgelehnt, und zwar

nach dem Motto: «Viele Jäger sind des Hasen Tod», und natürlich auch, weil die Initiatoren über wenig politisches Geschick und ein kleines politisches Netzwerk verfügen.

Umso wichtiger scheint mir, dass mit einem taktischen Ja der Anteil der Nein-Stimmen so hoch wird, dass doch ein Druck entsteht, eine grundsätzliche Reform der SRG anzustreben. Dass sich die SRG von sich aus reformiert, kann nicht erwartet werden. Wegen der Gesamtarbeitsverträge, vielerlei verfestigter Strukturen und der nicht gerade harten Turnaround-Führung ist dies nicht realistisch.

Mehr Service-public-Wettbewerb

Das einzige Rezept heisst: der SRG erheblich weniger Geld zur Verfügung zu stellen. Über den Daumen gepeilt mindestens ein Drittel oder gar die Hälfte weniger, wobei man dafür den Privaten zur Stärkung ihres Service public durchaus mehr Mittel zukommen lassen soll-

Dass dem Volk kein Gegenvorschlag unterbreitet wird, ist fatal und kurzsichtig.

te. Dadurch entsteht vermehrt Service-public-Wettbewerb im elektronischen Bereich im Inland. Für mich wünschenswert.

Abgesehen davon – aber für mein Ja nicht von grosser Bedeutung – ist es eine Tatsache, dass, wenn eine politische Tendenz in den Informationssendungen, Dokumentationen und vor allem Kommentaren erkennbar ist, sie meist links angesiedelt ist, was verständlich ist bei der internen Atmosphäre in einzelnen Bereichen. Das liesse sich aber durch entsprechende Führung korrigieren, wohingegen die Überdimensionierung des Systems eine Zwangsreduktion der finanziellen Mittel erfordert.

Matthias Steinmann war Professor für Medienwissenschaft an der Universität Bern und Leiter der Publikumsforschung bei der SRG. Mit seinen Firmen war er viele Jahre lang europäischer Marktführer für Systeme zur Messung von TV-Quoten.



«Das hat wieder Stil»: Gartenbau-Lektion an der Bäuerinnenschule am Strickhof in Wülflingen.

Zurück zur Scholle

Hühner füttern, Heu aufschütten und den Haushalt führen: Der Beruf der Bäuerin übt auf viele junge Frauen wieder eine grosse Anziehungskraft aus. Die landwirtschaftlichen Ausbildungsstätten in der Schweiz verzeichnen eine steigende Nachfrage. Von Wolfgang Koydl

Wenn es etwas gibt, das Hella-Sophie Beckmann gar nicht braucht, dann ist es ein lediger Bauer. Nur kurz stutzt sie bei der Frage nach einem Partner, dann lacht sie hell auf und schüttelt entschieden den Kopf: «Ne, ne, ich mache das hier allein für mich. Ich habe schon immer Tiere geliebt und das Land, mit Männern hat das nichts zu tun.»

So wie die zwanzigjährige Deutsche denken vermutlich die meisten ihrer Kolleginnen. Sie sind zwischen zwanzig und dreissig Jahre alt, junge, selbstbewusste Frauen, wie man sie an jeder Schule, an jedem Lehrinstitut in der Schweiz finden würde. Alle haben bereits einen anderen Beruf erlernt oder eine Matur als Abschluss: Köchin, Schreinerin, eine kommt sogar vom Strassenbau. Doch ihre Leidenschaft gilt einer anderen Tätigkeit: Sie wollen Bäuerinnen werden.

Wohin mit zehn Kilo Tomaten?»

Damit liegen sie voll im Trend. Seit mehreren Jahren verzeichnen die insgesamt sechzehn landwirtschaftlichen Ausbildungsstätten in der Schweiz steigende Nachfrage nach einschlägigen Kursen. Mit «Bauernromantik» habe das nichts zu tun, sagt Jeanette Zürcher-Egloff vom Schweizerischen Bäuerinnen- und Landfrauenverband (SBLV), obschon natürlich auch ihr das Interesse an ländlichem Lebensstil und bäuerli-

cher Lebensart nicht entgangen ist, das sich in populären Fernsehsendungen («Landfrauenküche», «Bauer, ledig, sucht...») ebenso niederschlägt wie in den auflagenstarken Zeitschriften *Landliebe* in der Schweiz oder *Landlust* in Deutschland. Und neuerdings heiraten immer mehr Städter auf einem Bauernhof.

Triebfeder ist der Wunsch nach gesunder Ernährung mit eigenen Produkten, nach nachhaltiger Haushaltsführung, in der nicht weggeworfen, sondern geflickt, genäht oder repariert wird. «Sie sehen es in den Städten mit

«Man will sich wieder einmal die Finger dreckig machen und wissen, wo die Sachen herkommen.»

einem Phänomen wie «Urban Gardening», sagt Zürcher-Egloff. «Man will sich wieder einmal die Finger dreckig machen und wissen, wo die Sachen herkommen.» Und unversehens stösst man mit so einer Parzelle irgendwo in einem städtischen Kreis auf ein Problem, das sich in der Landwirtschaft ständig stellt: «Wohin mit zehn Kilo Tomaten?»

Das erfährt man am Strickhof, einer der ältesten Landwirtschaftsschulen der Schweiz. Die Bäuerinnenschule ist in einem Neubau neben dem gut hundert Jahre alten stattlichen

Strickhof-Sitz in Wülflingen bei Winterthur untergebracht. Ein Feld, ein Gewächshaus, ein Stall mit Mutterkühen samt Kälbern und eine Trotte, wo eigener Wein produziert wird, komplettieren das auf einem Hang gegenüber dem Ort gelegene Anwesen.

Hier studieren Beckmann und ihre Kolleginnen. Vor zwei Wochen haben sie angefangen, im Juli sind sie fertig. Berufsbegleitend dauert der Kurs zwei Jahre, und wer will, macht sich nach dem schulischen Teil auf den Weg zum Abschluss «Bäuerin mit Fachausweis» und zur diplomierten Bäuerin. Beide Abschlüsse sind Teil der höheren Berufsbildung in der Schweiz.

Rund hundert Frauen durchlaufen derzeit einen der Kurse im Strickhof – eine gute Auslastung, wie Barbara von Werra anmerkt, die für die Bäuerinnenausbildung verantwortlich zeichnet und selber das Fach «Familie und Gesellschaft» unterrichtet, Kommunikation etwa. «Das hat auf den ersten Blick wenig mit dem Leben auf dem Bauernhof zu tun», gibt sie zu. «Aber die Bäuerin, die mit Familie und Angestellten am Tisch sitzt, ist die zentrale Person. Sie muss unter anderem wissen: Wie gehe ich mit Konflikten um?»

Der Unterricht ist ebenso anspruchsvoll wie abwechslungsreich, eine Mischung aus Hauswirtschaftsschule und Wirtschaftsstudium.

Denn neben Alltagsaktivitäten wie Kochen, Putzen, Backen, Waschen und Nähen stehen auch Betriebslehre, Buchhaltung und Agrarrecht auf dem Lehrplan.

Die Bäuerinnenausbildung in der Schweiz sucht ihresgleichen, weshalb Hella-Sophie Beckmann den weiten Weg aus Westfalen nach Winterthur auf sich genommen hat: «So eine vielseitige Ausbildung gibt es bei uns nicht, meine Schwester war vor zehn Jahren hier und total begeistert.» Beckmann ist vom Elternhaus her nicht ländlich vorbelastet, ausser, dass sie als Mädchen gerne geritten ist.

Anders sieht es bei ihrer gleichaltrigen Kommilitonin Karin Glauser aus. In Seegräben am Pfäffikersee führen ihr Vater und ihre Brüder einen Hof. «Vieles kenne ich von zu Hause», sagt sie, «aber ich kann es vertiefen, anderes lerne ich dazu.» Ihr Traum ist ein eigenes Hoflädeli. Doch da hinter dem putzigen Begriff heute oft semi-professionelle Lebensmittelmärkte mit einem umfangreichen Angebot stehen, sind Kenntnisse in Buchführung, Lebensmittelrecht oder Direktvermarktung überlebenswichtig. «Ich muss wissen, welche Informationen aufs Etikett gehören, und brauche ein Alleinstellungsmerkmal für meine Konfi, damit sie gegen die Konkurrenz besteht», erklärt von Werra.

Sie bestätigt, dass Glauser nach wie vor typisch ist für die Mehrzahl der Lernenden: Sie kommen vom Land. «Aber immerhin hatten

30 Prozent der Schülerinnen früher nichts mit dem Landleben zu tun.» Die einen würden von einer tiefen Liebe zur Natur und dem Wunsch nach praktischer Arbeit getrieben, andere wollten einen Beitrag zu umweltgerechtem Leben leisten, und wieder andere hätten sich in einen Bauern verliebt und zögen zu ihm auf den Hof.

Der Strickhof verlangt von den Kursteilnehmerinnen keine zweijährige Erfahrung in einem landwirtschaftlichen Betrieb. «Jede kann sich anmelden», bekräftigt von Werra, «nur wenn es eng wird, haben Frauen mit direktem Bezug zur Landwirtschaft Vorrang vor Quereinsteigerinnen.»

Spass am Putzen

Bei der Vermittlung vermeintlicher Selbstverständlichkeiten im Haushalt ergeht es einigen der erfahrenen Lehrerinnen ähnlich wie Universitätsprofessoren, die im ersten Semester auf eklatante Mängel bei Rechtschreibung und Grundrechenarten stossen. «Die Grossmütter wussten mehr als die Mütter, die wussten mehr als die Töchter und die Enkelinnen», beschreibt Jeanette Zürcher-Egloff die Lage. Habe man früher wie selbstverständlich gebacken, konserviert, eingemacht und genäht, so kaufe man heute auch auf dem Land schneller mal im Geschäft ein.

Auch Lisa Vollenweider-Wirz hat bemerkt, dass die Schülerinnen früher mit mehr Vor-

kenntnissen in die Schule gekommen sind als heute. Sie unterrichtete zum ersten Mal vor 35 Jahren das Fach «Ernährung und Verpflegung» am Strickhof. Umso mehr schätzt sie den gegenwärtigen Gegentrend, von dem man allerdings nicht weiss, ob er nur eine Mode oder von Dauer ist. Einen anderen positiven Effekt hat Marlis Sollberger registriert. Sie ist Lehrerin für Reinigungstechnik, Textilpflege und Haushaltsführung, Begriffe, hinter denen sich unter anderem so banale Tätigkeiten wie Putzen und Waschen verbergen. «Die Leute haben wieder mehr Wertschätzung für hauswirtschaftliche Arbeit, egal welcher Art», sagt sie. Das entspricht ihrem Lehransatz, dass Putzen Spass machen soll.

Das scheint bei den Schülerinnen offenkundig zu klappen. In der Pause albern sie herum, bevor es in die nächste Stunde geht. Wie denn ihr Berufswunsch bei ihren Freundinnen und Klassenkameradinnen angekommen sei? Bäuerin, das töne doch alles andere als cool in einer Zeit, wo jede Schulabgängerin am liebsten Model oder Modebloggerin werden möchte. Allgemeines Gelächter und Kopfschütteln. «Das ist längst nicht mehr altmodisch», ruft eine aus der Gruppe. «Bäuerin – das hat wieder Stil.» Bevor sie aus der Türe drängen, dreht eine sich noch einmal um: «Wir sind vielleicht Landeier. Aber wir sind stolze Landeier.» ○



Neu! Vier Mal pro Woche:

Die andere Sicht

Die tägliche Nachrichtensendung für *Weltwoche*-Abonnenten.

Chefredaktor Roger Köppel kommentiert von Montag bis Donnerstag, jeweils ab 16.30 Uhr, die Themen des Tages und unterhält sich mit interessanten Gästen. Für Abonnentinnen und Abonnenten ist diese Dienstleistung im Abo inbegriffen. www.weltwoche.ch/daily



Justiz

Keiner weiss, was Doping ist

Das Dopingverbot im Spitzensport will den Sportgeist stärken. Dabei ist es überflüssig, heuchlerisch und juristisch fragwürdig.

Von Thomas Rihm

Kurz vor Beginn der Olympischen Winterspiele in Südkorea hat der Internationale Sportgerichtshof rund dreissig russische Athleten vom Dopingvorwurf freigesprochen. Der gleiche Sportgerichtshof konnte sich wenige Tage danach nicht durchringen, die Freigesprochenen an den Wettkämpfen teilnehmen zu lassen. Während sich die beiden koreanischen Staaten nach fast siebzig Jahren erstmals wieder die Hand reichen, erscheinen die rechtlichen, moralischen und ethischen Demarkationslinien beim globale Antidopingkampf unverrückbar.

Bemerkenswert ist zunächst, dass sich die weltweite Dopingbekämpfung im Wesentlichen auf den organisierten Elitesport fokussiert. Dies entspringt einem von der Antike geprägten Sportverständnis, gemäss dem humanistische Athleten mit gesundem Körper und Geist zum Wettstreit anzutreten hatten. Doch der antike Sport war kommerziell organisiert und Doping weit verbreitet, schon damals mit Substanzen, die sich heute auf den Verbotslisten der World Anti-Doping Agency (Wada) wiederfinden.

Eine kritische Prüfung verdient auch die Programmatik, auf der heutzutage der globale Dopingkampf der Sportverbände basiert. Eine verbotene Substanz soll vorliegen, wenn diese leistungssteigernd oder gesundheitsschädlich ist oder den Sportgeist verletzt. Zwei dieser Voraussetzungen genügen für einen Eintrag auf der Wada-Verbotsliste. Liegt eine leistungssteigernde Droge vor, die nicht gesundheitsschädlich ist, macht einzig die Verletzung des Sportgeists die erlaubte Medizin zum geächteten Dopingmittel.

Die Wada definiert den Sportgeist mit Ethik und Ehrenhaftigkeit, Mut, Charakterbildung, Vergnügen sowie Respekt vor Regeln und sich selber. Solch ehrenhafte Zielsetzungen genügen aber nicht, um mittelalterliche Berufsverbote, datenschutzwidrige Präsenz- und Rapportierungspflichten sowie die rechtsstaatlich verbotene Beweislastumkehr unter Ausblendung subjektiver Schuld Momente zu rechtfertigen.

Fragwürdige Wettbewerbsgleichheit

Was die Kriterien Leistungssteigerung und Gesundheitsgefährdung betrifft, sind diese wie der Begriff «Sportgeist» diffus. Die von den Dopinghütern geführte Diskussion, ob

etwa Nikotin oder Alkohol leistungssteigernd oder leistungsmindernd seien, zeigt die Brüchigkeit ihrer Argumente. Beide Substanzen wirken stimulierend, entspannend und schmerzstillend. Ihre Wirkung ändert sich je nach Dosierung. Eine vernünftige, leistungssteigernde oder -erhaltende Dosierung bedeutet also Doping, während die leistungsmindernde Überdosis Sanktionsfreiheit verschafft. Alkohol ist gemäss Wada nur bei Sportarten wie Motorsport oder Bogenschiessen verboten. Das trinkfeste Skisport-



Brüchigkeit der Argumente.

idol Roland Collombin dürfte darüber noch heute schmunzeln.

Eine Abgrenzung von Leistungssteigerung und Leistungserhalt ist nicht praktikabel. Die Wada verbietet den Konsum von Morphium, Heroin, Haschisch oder Marihuana während des Wettkampfs. Vor oder nach dem Wettkampf bleibt er aber erlaubt, und dies ermöglicht eine raschere körperliche Regeneration. Sich mit intensiverem Training durch schnelleres Wiedererlangen des Leistungsniveaus einen Wettbewerbsvorteil zu verschaffen, ist einerseits erlaubt, verstösst aber gegen die beschworene Wettbewerbsgleichheit. Diese ist ohnehin nie

gegeben, wie etwa die Materialschlachten im Wintersport zeigen. Der finanzkräftige Spitzensportler kann sich ein Höhenttraining leisten, während seinem Kollegen aus der Dritten Welt das weitaus billigere Hormon EPO verboten bleibt. Chancengleichheit bei der Vermehrung von roten Blutkörperchen sieht anders aus.

Die gegenwärtige Dopingpolitik ist auch deshalb unberechtigt, weil eine Gesundheitsgefährdung immer weniger auszumachen ist. Die Wada selbst erlaubt den therapeutischen Gebrauch der von ihr verbotenen Substanzen. Kein Wunder, denn ein Grossteil dieser Substanzen ist auch von nationalen Gesundheitsbehörden wie der Food and Drug Administration oder Swissmedic für den therapeutischen Medizinalmarkt freigegeben. Doch die Sportverbände wissen es im Namen ihres «Sportgeists» besser.

Verfassungsrecht auf Selbstbeschädigung

Die globalen Dopinghüter sehen sich heute auch mit Gen- und Stammzellentherapien konfrontiert, deren therapeutische Wirkung ausser Zweifel steht. Die raschere Regeneration von verletzten Muskeln, Gelenken und Sehnen oder die Stärkung von Organen werden in der Sportwelt hingegen kritisch beäugt. Die erlaubte Therapie mutiert zum unerlaubten Doping.

Schliesslich ist auch die Verfassungsfrage zu stellen. Die westlichen Grundgesetze verankern das Recht auf körperliche und psychische Unversehrtheit. Auf verfassungsmässige Rechte kann man verzichten. Das Recht auf Selbstschädigung wird im kommerziellen Elitesport vom Verfassungsrecht auf freie Berufswahl und -ausübung begleitet.

Viele fordern heute eine generelle Drogenfreigabe, allenfalls unter ärztlicher Aufsicht. Weshalb sie die Dopingfreigabe ausschliessen, ist nicht einzusehen. In der Arbeits-, Kultur- und Studienwelt, aber auch im Breitensport ist das Doping weit verbreitet. 800 000 Einwohner unseres Landes konsumieren regelmässig rezeptpflichtige Benzodiazepine. Nur der kommerzielle Spitzensport soll eine suchtmittelfreie Insel bleiben. Damit wird mit zwei oder gar drei Ellen gemessen.

Thomas Rihm ist international tätiger Wirtschaftsanwalt mit eigener Kanzlei in Zürich.

Zirkus der Ski-Exoten

Sie werden gleichzeitig belächelt und bejubelt: die Skifahrer aus exotischen Ländern an den Olympischen Winterspielen in Pyeongchang. Der 39-jährige Schweiz-Ghanaer Carlos Mäder scheiterte knapp an der Qualifikation und will es nochmal versuchen. *Von Michael Baumann*

Wenn an Olympischen Winterspielen die Letzten der Startliste aus Ländern wie Ecuador, Eritrea, Singapur, Togo oder Osttimor ins Ziel fahren, sind die Kameras längst nicht mehr auf sie gerichtet. Heute zählen nur Sieger, allenfalls noch die Silber- und Bronzemedailengewinner. Für die Zuschauer am Pistenrand sorgen die exotischen Fahrer aber stets für Heiterkeit, und sie verkörpern den eigentlichen Geist der Spiele: Mitmachen ist wichtiger als gewinnen.

Eine Rekorddelegation von 171 Schweizerinnen und Schweizern kämpft an den Olympischen Winterspielen in Pyeongchang im Nordosten Südkoreas um Medaillen und Diplome, darunter 25 Vertreter aus der Zentralschweiz wie Wendy Holdener oder Michelle Gisin. Die Qualifikation nicht geschafft hat hingegen der Riesenslalomfahrer Carlos Mäder aus Luzern. Dabei versuchte er gar nicht, im Schweizer Team Unterschlupf zu finden. Der 39-Jährige mit ghanaischen Wurzeln, der in Giswil OW bei Adoptiveltern aufgewachsen ist, wollte für sein Heimatland an den Start gehen.

Was im ersten Moment abwegig tönt, wäre durchaus möglich gewesen. Eines der bekanntesten Beispiele bei den Alpinen ist Hubertus Prinz zu Hohenlohe, der als Liechtensteiner jahrelang für Mexiko startete, wo er geboren worden war. Ein anderes Beispiel ist der Senegalese Lamine Guèye, der zwischen 1984 und 1994 sein Land an Olympischen Winterspielen vertrat. Gar Kultstatus erlangten die Bobfahrer aus Jamaika, deren «Olympia-Abenteuer» von 1988 in «Cool Runnings – Dabei sein ist alles» verfilmt wurde. Und vor vier Jahren schaffte es die Geigerin Vanessa Mae im Riesenslalom für Thailand nach Sotschi und brachte es im Rennen auf den 57. und letzten Rang.

Hilfe vom «Schneeoparden»

Da solche Sportlerinnen und Sportler aus Leistungsgründen nicht im Weltcup zugelassen sind, müssen sie sich mühsam in FIS-Rennen in aller Welt qualifizieren. Nur weil es in Nicht-Wintersportländern keine interne Konkurrenz gibt, werden die Startplätze nicht einfach an jeden

verschenkt, der sich schnell mal Ski an die Füsse schnallt. Auch Carlos Mäder, der als Skifahrer beileibe kein Anfänger ist, musste diese Ochsentour absolvieren. «Im Alter von drei Jahren stand ich auf der Mörlialp erstmals auf zwei Latten», erklärt der heutige Marketingleiter, als Jugendlicher gehörte er immerhin dem regionalen Kader an.

Als Mäder 2017 seinen Traum von der Olympiateilnahme umsetzen wollte, musste er buchstäblich bei null beginnen. «Nicht mal einen ghanaischen Pass besass ich, von einer Lizenz des Internationalen Ski-Verbands (FIS) ganz zu schweigen.» Bevor er das Training in Angriff nehmen konnte, galt es also, etliche bürokratische Hürden zu überwinden. Die Botschaft Ghanas in Bern verschaffte ihm zwar den Pass, half ihm aber sonst nicht weiter.



Peking 2022 im Visier: Skifahrer Mäder.

Wer für ein Land wie Ghana zu den Olympischen Spielen reisen will, kann auf keine Verbandsstrukturen zählen. Er muss alles selber organisieren – und bezahlen. So hatte sich Mäder selbst um den Rennanzug zu kümmern und um das Material. Unterstützt wurde er von «Schneeopard» Kwame Nkrumah-Acheampong, dem letzten ghanaischen Teilnehmer an Winterspielen, vom Obwaldner Skiverband, von den Ausrüstern Nordica, Uvex und Leki sowie von den Jungfraubahnen als Sponsor. Über ein Crowdfunding kratzte er den Rest des Geldes zusammen. Allein für die Qualifikationsphase benötigte er rund 20 000 Franken, hätte er es nach Pyeongchang geschafft, wären nochmals 40 000 Franken nötig gewesen. Ein Teil des Geldes fließt ins Hilfsprojekt «Hope for Ghana».

Die Odyssee, für die Carlos Mäder sein Arbeitspensum reduzierte, führte ihn zu Rennen in ganz Europa, Nahost und Indien, nicht aber in kostspielige Jetset-Destinationen. So verschlug es ihn an hierzulande unbekannte Skorte wie Palandöken in der Türkei, Ravna Planina in Bosnien und Herzegowina oder Pamporowo in Bulgarien. Auch in Südtirol oder im Iran trat er gegen Schicksalsgenossen aus aller Welt an.

Ausser Spesen nichts gewesen

Je kleiner der Rückstand auf den Sieger ist, desto weniger Punkte bekommt man. Am Schluss zählt der Durchschnitt der fünf besten Resultate, der nicht höher als 140 sein darf. Carlos Mäder war auf gutem Weg, die Olympiateilnahme schien in Reichweite. Seinen Durchschnittswert hatte er auf 153 drücken können. Doch bei den letzten Rennen spielte das Wetter nicht mit: Im isländischen Akureyri wurden zwei Rennen abgesagt, ebenso sechs Rennen in der Slowakei. Schon zuvor waren vier Wettbewerbe in Indien und drei in Pakistan nicht ausgetragen worden. Ausser Spesen nichts gewesen.

Ein Trost bleibt Mäder: «Der ganze Aufwand war nicht völlig vergebens», sagt er. Die Qualifikation für die Ski-Weltmeisterschaft 2019 in Åre hat er bereits im Sack. Und auch die Winterspiele 2022 in Peking will er ins Visier nehmen. ○



Korrupt sind immer die anderen: Beppe Grillo (Mitte) in Sizilien.



Ironie der Geschichte: früherer Ministerpräsident

Der Teufel wird zum Hoffnungsträger

Arbeitslosigkeit, Bankenkrise und illegale Migration: Italien präsentiert sich in einer bedenklichen Verfassung. Ausgerechnet Silvio Berlusconi soll jetzt bei den Regierungswahlen am 4. März den Aufstieg der europafeindlichen Populisten verhindern. *Von Nicholas Farrell*

Ein unscheinbarer Satz in einem funkelnden Juwel von Roman des sizilianischen Aristokraten Giuseppe Tomasi di Lampedusa über die italienische Einheitsbewegung in der Mitte des 19. Jahrhunderts ist zum Sprichwort geworden, das die italienische Politik auf den Punkt bringt: «Wenn wir wollen, dass alles so bleibt, wie es ist, dann muss sich alles ändern.»

In der Ära des Faschismus änderten sich die Dinge tatsächlich in diesem wunderbaren Land, das kaum zu regieren ist, aber der genannte Satz aus «Il Gattopardo», dem vielleicht grössten italienischen Roman aller Zeiten, ist ein guter Ausgangspunkt.

Der Diktator Benito Mussolini, der sich gern mit Michelangelo verglich und das italienische Volk mit Marmor, dem Rohmaterial, aus dem der geniale Bildhauer seine berühmten Skulpturen schuf, beklagte sich einmal gegenüber dem deutschen Journalisten Emil Ludwig: «Was fehlt, ist das Rohmaterial. Die Italiener zu regieren ist nicht unmöglich. Es ist vergeblich.»

Seit dem Sturz des Duce 1945 und der Gründung der Republik im darauffolgenden Jahr

hat es in Italien 65 Regierungen gegeben. Am 4. März werden die Italiener zu den Wahlurnen gehen, um die 66. Regierung zu bestimmen.

Unglaublich, zumindest für Nichtitaliener: Seit Silvio Berlusconi im November 2011, auf dem Höhepunkt des Bunga-Bunga-Skandals und der Finanz- und Schuldenkrise in der Euro-Zone, zurücktreten musste, hat es in Italien vier Ministerpräsidenten gegeben, die allesamt nicht gewählt worden sind. 2013 fanden die letzten Parlamentswahlen statt. Keine Partei errang die Mehrheit, aber der postkommunistische Partito Democratico (PD) gewann die meisten Mandate und konnte eine von einem Kompromisskandidaten geführte Regierung bilden. Matteo Renzi, der Bürgermeister von Florenz, wurde an die Spitze des PD gewählt, der immerhin eine Modernisierung Italiens beschloss, vergleichbar der Politik der Labour Party unter Tony Blair in den 1990ern. Renzi, der nicht einmal Parlamentsabgeordneter war, wurde Ministerpräsident. Er versprach, den postkommunistischen PD aus der Vergangenheit und die italienische Wirtschaft aus der Krise zu führen, auch wenn es

wegen der Verflechtung mit der Euro-Zone keinen Ausweg aus diesem Labyrinth gab.

Natürlich änderte sich nicht viel. Aber die linksliberale Elite schwärmte allenthalben von Renzi, dem *rottamatore* (Verschrotter), der viel von «Reformen» und «Modernisierung» und von der «fantastischen EU» sprach. Präsident Obama lud ihn denn auch als Ehrengast zu seinem Abschiedsdinner im Weissen Haus im Oktober 2016 ein, lobte Renzis «kühne» und «fortschrittliche» Politik und bezeichnete ihn als «einen der vielversprechendsten jungen Politiker in Europa».

Weltmeister der Schattenwirtschaft

Zwei Monate später verlor Renzi ein Referendum über eine mangelhaft geplante Reform des italienischen Senats und trat zurück. Außenminister Paolo Gentiloni wurde sein Nachfolger und damit der vierte nichtgewählte Ministerpräsident in Folge. Allerdings ist Renzi, entgegen seiner Ankündigung, nicht von der Bühne verschwunden. Er ist nach wie vor Chef des PD, und er, nicht Gentiloni, ist der Kandi-



Silvio Berlusconi.

dat der Partei für das Amt des Ministerpräsidenten.

Aber die italienische Wirtschaft ist in schlechter Verfassung und die Flüchtlingskrise nach wie vor ungelöst. Seit 2014 ist mehr als eine halbe Million illegale Migranten auf dem Seeweg nach Italien gelangt, von denen, wie selbst die Uno einräumt, nur die allerwenigsten einen begründeten Anspruch auf Asyl haben. Bei den Wahlen zum Europäischen Parlament 2014 errang der PD 40 Prozent der Stimmen, doch inzwischen kommt die Partei in Umfragen auf weniger als 25 Prozent, und besser wird es gewiss nicht.

Denn obwohl die Wirtschaft sich im vergangenen Jahr erholte und ein Wachstum von 1,4 Prozent verzeichnete (das höchste seit 2010), schneidet sie innerhalb der Euro-Zone am schlechtesten ab und hat noch lange nicht die Leistung jener Jahre erreicht, bevor sich die Auswirkungen der globalen Finanzkrise schmerzhaft bemerkbar machten.

Italien ist wirklich in keiner guten Verfassung. Das Land hat die drittälteste Bevölkerung der Welt, eine der niedrigsten Geburtenraten (1,3 Kinder pro Frau) und die viert-höchste Staatsverschuldung (132 Prozent des BIP), die jährlich 80 Milliarden Euro allein für den Zinsendienst verschlingt. Der Bankensektor ist extrem gefährdet, da die Finanzinstitute deutlich mehr toxische Schulden halten als die Banken in allen anderen europäischen Ländern.



Diskreditiert – und wieder im Rennen: Matteo Renzi in Florenz.

Die offizielle Arbeitslosigkeit liegt unvermindert bei 11,5 Prozent, deutlich über dem EU-Durchschnitt, aber die reale Arbeitslosigkeit ist mindestens 5 Prozent höher, da in der offiziellen Statistik Hunderttausende von Kurzarbeitern nicht erfasst sind. Die Jugendarbeitslosigkeit liegt nicht mehr bei unfassbaren 45 Prozent wie noch vor fünf Jahren, ist mit 35 Prozent aber immer noch sehr hoch. Nur etwas mehr als die Hälfte der arbeitsfähigen Bevölkerung hat einen Arbeitsplatz – offiziell.

Und doch geht es in Italien irgendwie weiter, man wurstelt sich durch, nicht zuletzt dank der Schattenwirtschaft, in der die Italiener Welt-

«Wenn wir wollen, dass alles so bleibt, wie es ist, dann muss sich alles ändern.»

meister sind. Italien hat der Welt so traurige Begriffe wie «Mafia» und (im englischen Sprachraum) «Ponzi scheme» geschenkt, aber eben auch so lässige wie «Dolce Vita».

Die Italiener haben die Nase gestrichen voll von den Politikern (genau wie die Menschen anderswo in Europa, nur noch mehr), 34 Prozent wissen noch nicht, wem sie ihre Stimme geben werden.

Da der regierende PD diskreditiert und gespalten ist (Renzis Gegner haben eine neue Partei gegründet), ist die stärkste Kraft nach wie vor die Fünf-Sterne-Bewegung (M5S), die wie ein

Zweig der Scientologen per Internet geführt wird und (zumindest auf dem Papier) gegen Koalitionen mit anderen Parteien ist, die sie als korrupt bezeichnet. Die Fünf-Sterne-Bewegung, die sich für direkte Demokratie starkmacht, kommt in Umfragen auf 27 Prozent, aber allein wird sie keine Regierung bilden können.

Koalition von Streithähnen

Die Bewegung, 2009 von dem Komiker und Demagogen Beppe Grillo ins Leben gerufen, verkündet lautstark, dass man für ein Ende der verlogenen und korrupten Politik kämpfe, aber (um nur den prominentesten Fall zu nehmen) die Bürgermeisterin von Rom, Virginia Raggi, die für die Bewegung angetreten ist, muss sich im Juni wegen Falschaussage vor Gericht verantworten.

Unlängst kam ein neuer Skandal ans Tageslicht, nachdem in einer Fernsehsendung Abgeordnete der Fünf-Sterne-Bewegung als Heuchler und Lügner entlarvt worden waren. Ihren eigenen Regeln entsprechend müssen Parlamentarier die Hälfte ihrer Diäten in einen staatlichen Fonds für Kleinbetriebe einzahlen und alle im Voraus erhaltenen und nicht verwendeten Spesen zurückerstatten. Die Journalisten hatten herausgefunden, dass die M5S-Abgeordneten entsprechende Schecks unterschrieben, Fotokopien der Schecks an die Partei geschickt und die Schecks dann widerrufen hatten! Und hinsichtlich der Spesen erklärten die Abgeordneten, sie hätten das Geld für di-

verse höchst fragwürdige Zwecke ausgegeben, etwa fünfstelligen Summen für Anwälte.

Italienische Politiker sind die bestbezahlten in der zivilisierten Welt. Ihre Bezüge liegen um 60 Prozent über dem EU-Durchschnitt. Ihr monatliches Bruttogehalt beläuft sich auf 15 000 Euro plus 3500 Euro Spesen, darüber hinaus gibt es alle möglichen anderen Zuwendungen, wie etwa 1100 Euro monatlich für Reisen, obwohl sie in Italien ohnehin kostenlos reisen können – und eine fabelhafte Pension schon nach einer Legislaturperiode!

Darüber regen sich die Italiener furchtbar auf. Aber natürlich ändert sich nichts, allen vollmundigen Absichtserklärungen zum Trotz.

In Umfragen führt die Rechtskoalition aus Berlusconi's Forza Italia (16 Prozent), der populistischen Lega von Matteo Salvini (14 Prozent), den postfaschistischen Fratelli d'Italia (5 Prozent) sowie einer kleinen zentristischen Gruppe. Zusammen bringen sie es auf 37 Prozent. Doch nach dem neuen Wahlgesetz, das von der noch amtierenden Regierung erlassen wurde mit dem Ziel, starke Regierungen zu ermöglichen, das aber den gegenteiligen Effekt haben wird, muss eine Partei oder Koalition 40 Prozent der Wählerstimmen erringen, um die parlamentarische Mehrheit zu gewinnen.

Vermutlich wird niemand auf 40 Prozent kommen, und die nächste Regierung wird zwangsläufig eine Koalition von Streithähnen sein – entweder Forza Italia (ohne Lega und Fratelli) und PD oder vielleicht sogar Lega und M5S, zwei populistische Parteien, die beide den Euro und die EU ablehnen und gegen illegale Einwanderung sind.

Empörung nach dem Mord in Macerata

Nur Berlusconi's Koalition kann sich eine Chance ausrechnen, 40 Prozent zu erreichen. Dies umso mehr, als die Einwanderungsfrage das wichtigste Thema im Wahlkampf geworden ist. Der Grund ist darin zu suchen, dass Ende Januar eine achtzehnjährige Italienerin in Macerata, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, brutal ermordet wurde. Ihre zerstückelte Leiche wurde in zwei Rollkoffern am Strassenrand entdeckt, drei Nigerianer sitzen als Tatverdächtige in Untersuchungshaft.

Ein paar Tage später fuhr ein junger Faschist in seinem Auto durch Macerata und schoss, offenbar aus Rache für diese furchtbare Tat, auf sechs Migranten, von denen zum Glück niemand tödlich getroffen wurde. Der Mann wurde verhaftet, als er, eine italienische Fahne um die Schultern, am Kriegerdenkmal die Hand zum «Saluto romano» erhob.

Berlusconi hatte es vermieden, über die Migrationskrise zu reden, und sich stattdessen als gemäßigter Proeuropäer präsentiert. Er will eine neue Pauschalsteuer einführen, damit Italien wieder auf die Beine kommt. Und er hat erklärt, dass er der Einzige sei, der ver-

hindern könne, dass die populistische M5S-«Sekte», wie er sie nennt, an die Macht kommt und Italien ins Chaos stürzt.

Angesichts der landesweiten Empörung, die der Mord in Macerata ausgelöst hat, schwenkte Berlusconi um und fing an, wie seine Koalitionspartner zu reden. In Italien hielten sich 600 000 Illegale auf, die, anders als behauptet, keine echten Flüchtlinge seien, erklärte er, und ihre Anwesenheit sei eine «soziale Zeitbombe, die jederzeit explodieren» könne, und überhaupt werde er diese Leute deportieren.

In Italien und im Ausland wird ihm nun von Linken vorgeworfen, genauso faschistisch zu sein wie seine Koalitionspartner – was grotesk ist, es sei denn, man betrachtet alle Leute, die ein Ende der illegalen Einwanderung fordern, als Faschisten.

Nach den Ereignissen von Macerata ist die Zustimmung für die Rechtskoalition jedoch um 1 bis 2 Prozent gewachsen – bis jetzt.

Ironie der Geschichte: Die globale liberale Elite unterstützt Berlusconi, den sie, als er zwischen 1994 und 2011 viermal Ministerpräsident war, gnadenlos als Inkarnation des Teufels dämonisierte.

So signalisierte Bill Emmott, ehemaliger Chefredaktor des *Economist*, Sprachrohr der globalen Liberalen, im letzten Monat diesen Kurswechsel, als er auf einer von George Soros

Italienische Politiker sind die bestbezahlten in der zivilisierten Welt.

finanzierten Website schrieb, dass Berlusconi's Koalition am ehesten imstande sei, die populistische Fünf-Sterne-Bewegung aufzuhalten und für stabile Verhältnisse im Land zu sorgen. Berlusconi reiste sogar nach Brüssel, wo Jean-Claude Juncker ihm für die Kameras bereitwillig die Hand schüttelte.

Dies ist derselbe Bill Emmott, der im Jahr 2001 eine üble, bis heute unvergessene Titelgeschichte des *Economist* («Warum Silvio Berlusconi nicht geeignet ist, Italien zu führen») brachte. Ob er heute, nach Macerata, immer noch für Berlusconi ist?

Sollte Berlusconi's Koalition tatsächlich die erforderlichen 40 Prozent erhalten, wird die stärkste Partei den Regierungschef stellen. Allerdings wird dies nicht Silvio Berlusconi sein, auch wenn er wie ein Ministerpräsident in spe auftritt und überall in Fernsehen und Radio zu sehen und zu hören ist. Denn seit seiner Verurteilung im Jahr 2013 wegen Steuerbetrugs darf er bekanntlich kein politisches Amt bekleiden.

Evviva l'Italia!

Möge Gott (wenn schon nicht Berlusconi) dieses Land schützen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Inside Washington

Fallstrick für Clinton

Warum Robert Muellers Russland-Anklagen wirkungslos verpuffen werden.

Nehmen Sie alles, was Sie über Trumps chaotisches Weisses Haus gehört haben, und multiplizieren Sie es mit fünfzig.»

So spicht Reince Priebus in seiner Enthüllungsgeschichte über seine Zeit im Wahlkampfteam von Trump und seine kurze Zeit als Stabschef im Weissen Haus. Sein Scheck, pardon: sein Buch «The Gatekeepers» erscheint nächsten Monat als Taschenbuch. Unterdessen hat Präsident Trump viel über die Anklage in der Russland-Affäre zu twittern. «Wenn es Russlands Ziel war, Zwietracht, Risse und Chaos in den USA zu schaffen, dann übertreffen all die Anhörungen, Ermittlungen und der parteiische Hass seine kühnsten Erwartungen. In Moskau fallen sie vor Lachen vom Stuhl. Besinn dich, Amerika.»

Der konservative Rechtsexperte Andrew McCarthy zeigt sich unbeeindruckt von den Anklagen, die Sonderermittler Robert Mueller gegen 13 Russen erhoben hat. Erstens, weil keiner von ihnen je in Amerika vor Gericht stehen wird. Zweitens, weil es eine schwache Antwort auf eine starke Provokation ist. Der erfahrene Anti-Terror-Staatsanwalt erklärt: «Muellers Beschuldigungen werden nie in einem Gericht überprüft werden. Das aber macht aus ihnen ein politisches Statement und kein Instrument einer Anklage.» Sein Fazit? «Wir haben keine Zusammenarbeit, wir haben eine Spaltung, und wir haben einen Gegner, der angesichts unserer Spaltung aufblüht.»

Unterdessen spekulieren andere Anwälte nach dem Studium der Anklageschriften, dass diese zum Fallstrick für Hillary Clinton werden können. Denn es gilt dasselbe Prinzip: Zusammenarbeit im Wahlkampf mit einem ausländischen Agenten, in diesem Fall dem britischen Ex-Geheimdienstmann Christopher Steele. Ihn hatte man angeworben, im Ausland nach Schmutz über Trump zu graben.

Die Sache wird langsam interessant.

Amy Holmes

«Russia first»

Von Hansrudolf Kamer — Russlands Aussenpolitik der letzten Jahre fusst auf keinem Masterplan, nützt aber sich bietende Gelegenheiten aus. Putin betrieb «Russia first», lange bevor jemand anders auf die Idee kam.



Aussenpolitik und Strategie sind die Betätigungsfelder der Realisten. Oder sollten es sein. Russland hat im Laufe seiner Geschichte fast immer seine nationalen Interessen kühl analysiert und meistens entsprechend gehandelt.

Seit Wladimir Putin im Kreml haust, ist dieser traditionelle Zug der russischen Politik wieder prononcierter geworden.

Während sich der Westen im Sieg über die Sowjetunion nach dem Kalten Krieg sonnte, räumten die Präsidenten Jelzin und – vor allem – Putin den Schutt weg und begannen mit dem Wiederaufbau. Die letzten Jahre dienten dazu, den Einfluss Russlands auf der Welt zu stärken und den westlichen zurückzudämmen.

Die innere Verfassung des Riesenreichs mag brüchig sein, die Umwandlung in eine diversifizierte, leistungsstarke Wirtschaft verplempert werden, die korrupte Oligarchie sich ihr eigenes Grab schaufeln oder eben auch nicht – der äussere Betrachter hat hier immer Beurteilungsmühen.

Die äussere Verfassung ist auf jeden Fall besser geworden. Das scheint daran zu liegen, dass Putin und sein Apparat es gut verstehen, Risiken einzuschätzen und Chancen zu nutzen. Einfluss ist gut, aber Dominanz ist besser – das imperiale Verständnis Russlands ist wach geblieben, doch im Vergleich zu früher setzt es seine Mittel ökonomischer und geschickter ein.

Putin hat die Erweiterung der Nato im Osten gestoppt – zuerst mit dem Krieg in Georgien 2008, dann mit der Krise um die Ukraine ab 2013. In beiden Fällen hat er den Westen überumpelt, der selber uneinig war und dem der strategische Durchblick fehlte.

Eine Studie des Carnegie Endowment for International Peace in Washington mit dem Titel «The Return of Global Russia» fasst die Entwicklung seit 2012 zusammen, als Putin nach seinem Intervall als Ministerpräsident wieder die Präsidentschaft übernahm. Im gleichen Jahr kam es zu Massenprotesten in Moskau, was die Kreml-Führung offenbar davon überzeugte, dass auch hier westliche Umsturzversuche im Zeichen der Demokratie-Kampagne am Werk waren. Auch standen nun neue technische Mittel für eine Gegenwehr zur Verfügung.

Die Versuche zur Manipulation der amerikanischen Wahlen, die jüngst zu Anklagen des

Sonderermittlers Robert Mueller führten, passen ins Bild. Es gibt Anzeichen, dass Moskau auf die Abstimmung über den Brexit einwirkte, in den Wahlen in Frankreich, Deutschland und Italien mitmischte und auch den katalanischen Separatismus förderte.

Traum vom ewigen Frieden

Schliesslich soll Russland 2016 hinter der Verschwörung in Montenegro gestanden haben, die zum Ziel hatte, die Regierung zu stürzen und den Nato-Beitritt dieses Landes zu verhindern. Russland ist mit einer paramilitärischen Truppe in Bosnien aktiv, auf Seiten der Serben.

Im Mittleren Osten steht die Intervention in Syrien im Fokus. Man will offenbar eine Regelung mit dem Assad-Regime finden. Auch zu diesem Zweck unterzeichnete Moskau einen Waffendeal mit dem Nato-Alliierten Türkei und arbeitet mit ihm zusammen, um eine kurdische Expansion zu blockieren. Die Flottenbasis in Tartus am Mittelmeer wird konsolidiert und ausgebaut.

Mit Ägypten wurde ein Abkommen unterzeichnet, das russische Kampfflotten von ägyptischen Basen aus operieren lässt. In Libyen unterstützt Moskau den Warlord, der den Osten kontrolliert. In Venezuela und Kuba sind die Russen wieder aktiv. Und Trumps Sicherheits-

berater H. R. McMaster erklärte vor kurzem, es gebe russische Spuren im mexikanischen Präsidentenwahlkampf.

Neu und originell ist das nur für den, der die Geschichte des Kalten Krieges nicht kennt, in dem Putin sein Handwerk gelernt hat. Hätten sich die Amerikaner in den neunziger Jahren und später durchgesetzt, wären Georgien und die Ukraine wohl heute Mitglieder der Nato und die Türkei Teil der Europäischen Union.

Aber die überheblichen Europäer träumten vom ewigen Frieden und bremsten. Das bemerkenswert unbedarfte Führungstrio Obama, Merkel und Hollande war dann später kein wirklich ernsthafter Gegner für Putin. Das Vakuum war mit Händen zu greifen.

Russland ist nicht die Sowjetunion, und der Kalte Krieg ist Geschichte. Putin hat keinen Masterplan für eine Hegemonialordnung, sondern versteht die Grenzen der russischen Macht. Die in der Mueller-Anklage aufgelistete Desinformationskampagne in Amerika wirkt eher unbeholfen, wie wenn hier einfach etwas ausprobiert würde. Und die amerikanischen Medien sind ein leichtes Opfer.

In Asien ist Putin bereit, die zweite Geige zu spielen, und in Europa will er nicht alles dominieren, aber den russischen Einfluss ausdehnen – im Balkan, im Norden und in der Schwarzmeer-Region. In Syrien gelang es ihm, sein Klientenregime zu retten und eine russische Präsenz zu etablieren, aber mehr braucht er nicht – das würde Russland überfordern.

Mit dem Erreichten kann er zufrieden sein. Doch die Zeiten leichter Gewinne in der Aussenpolitik sind wohl vorbei. Das Sammeln russischer Erde hat wieder den Widerstand geweckt.



Einfluss ist gut, Dominanz ist besser: Präsident Putin, Verteidigungsminister Schoigu (l.).



«Historische Unsichtbarkeit»: Künstler Wiley (l.), ehemaliger Präsident Obama.

Bildersturm

Barack Obamas Porträt für die präsidiale Ahnengalerie macht Furore. Ist der Maler ein hochbegabter Spötter oder ein schwarzer Rassist?

Von *Beatrice Schlag*

«Ziemlich scharf», sagte ein sichtlich zufriedener Barack Obama zu Beginn der letzten Woche, als der Vorhang über dem Porträt fiel, das ihn als bisher letzten Ex-Bewohner des Weissen Hauses zeigt. Den schwarzen New Yorker Maler Kehinde Wiley hatte er mit Bedacht ausgesucht. Wileys Bilder sind unverkennbar. Was ihn an dessen Porträts immer fasziniert habe, sagte Obama, sei, «dass sie unseren konventionellen Blick auf Macht und Privilegien herausfordern».

Der Maler selber nennt seinen Stil «bombastisch, sirupartig, grell». Es sind keine Adjektive, die einem zu Obamas Amtsführung einfallen. Aber man täusche sich nicht: Wenn es um seine Erscheinung geht, ist der Ex-Präsident eitler als die meisten seiner Vorgänger. Ernst, aber entspannt und mit leisem Lächeln in einer stilisierten Grünlandschaft auf einem Holzstuhl sitzend, macht er sehr, sehr gute Figur.

Die geladenen Gäste, die meisten spendable Demokraten wie Steven Spielberg und Tom Hanks, aber auch Kunstkritiker bejubelten das Bild und die Entscheidung der Obamas, sich beide von jungen, schwarzen Künstlern porträtieren zu lassen. Denn auch Michelle Obama hatte für ihr Porträt eine schwarze Malerin gewählt. Einige wenige Kritiker waren keine Fans des kommerziell äusserst erfolgreichen

Kehinde Wiley und vermeldeten leise Einwände gegen sein immer gleiches Erfolgsrezept, junge Schwarze in alter europäischer Manier zu porträtieren. Aber alles in allem herrschte progressive Minne.

Sie dauerte genau einen Tag. Dann explodierte der Skandal um Kehinde Wileys Bild «Judith and Holofernes» von 2012. Das von den klassischen Darstellungen Caravaggios und Gentileschis inspirierte Porträt zeigt allerdings nicht die alttestamentarische, weisse Jüdin Judith, nachdem sie dem assyrischen Tyrannen Holofernes den Kopf abgeschnitten hat, sondern eine unangenehm hochmütig wirkende schwarze Frau in Haute Couture mit einem abtrennten weissen Frauenkopf in der linken und einem kurzen Schwert in der rechten Hand.

Alte Obama-Gegner griffen im Internet sofort zum Zweihänder. «Ein rassistischer Ex-Präsident wählt einen rassistischen

Künstler. Erstaunt das jemanden?», fragte einer. «Kann man sich vorstellen, dass George W. Bush oder irgendein früherer Präsident sich für einen Maler entschieden hätte, der für Bilder berühmt ist, auf denen Weisse Schwarze töten?», fragt ein anderer. Letzteres stimmt zwar nicht, aber virtueller Zorn ist nicht zwin-

gend an Fakten interessiert. In Wileys umfangreichem Gesamtwerk gibt es genau zwei gewalttätige Bilder, beide zum Thema Judith und Holofernes. Eines davon hängt seit 2012 im Kunstmuseum von North Carolina, ohne dass jemand sich daran störte. Aber da war Wiley noch nicht Präsidentenporträtist. Eine nachträgliche Erklärung des Künstlers zu seiner Entscheidung, eine schwarze Judith als Weissen-Mörderin darzustellen, wäre hilfreich gewesen.

Aber Kehinde Wileys bis heute einziger Kommentar zu seinen «Judith und Holofernes»-Porträts



Wileys «Judith and Holofernes», 2012.

Alte Obama-Gegner griffen im Internet sofort zum Zweihänder.

ist acht Jahre alt und ziemlich schnoddrig. «Ich wollte ein bisschen mit dem *kill whitey*-Ding herumspielen», sagte er dem Magazin *New York*, das ihn zur Vernissage der Bilder befragte, «wobei die Betonung auf <spielen> liegt.»

Whitey ist eine uralte, abfällige Bezeichnung Nichtweisser für Weisse. Die Bedeutung von *kill whitey*, dessen Ursprung laut Sprachforschern um vieles vor den Black Panther zu datieren ist, reicht von der rassistischen Aufforderung zur Tötung Weisser bis zum synonymen Gebrauch zu «Bekämpft das Establishment» ohne Bezug zur Hautfarbe. Ein rebellischer Kampfruf ist es schon lange nicht mehr. «Darf ich <kill whites> sagen, obwohl ich weiss bin?», fragte jemand kürzlich im Internet.

Zurückhaltung bei Breitbart

Die rechtsnationale Website Breitbart hielt sich in der Berichterstattung über Wiley nach den Obama-Porträts sehr zurück. Sie beschränkte sich weitgehend auf alte Kritikerzitate. Ganz anders in Europa. Erstaunlicherweise wurden «Judith and Holofernes» vor allem in den britischen Medien sehr viel reise-rische Schlagzeilen gewidmet als in den USA. Möglicherweise liegt es daran, dass der 41-jährige Wiley schon seit Jahren zu den grössten US-Porträtisten zählt und auch Amerikanern ein Begriff ist, die nicht in Museen gehen. In der Rapper-Serie «Empire» werden mehrere Wiley-Bilder diskutiert: klassisch-europäischen Heldenmotiven nachempfundene Bilder junger Schwarzer in cooler Getto-Kleidung, auf denen nicht selten die Marke zu erkennen ist, die sie tragen; sein «King Philip II» genanntes Reiterbild von Michael Jackson kennt ohnehin jeder Jackson-Fan.

«Ich verliebte mich in europäische Kunst», sagt Wiley. «Dann wurde ich älter und sagte ja zu der Kunst und ja zu dem, was ich auch in ihr sehen wollte: schwarze Körper, braune Körper in der alten Bildsprache, die ich gelernt hatte. Das war nicht gemütlich. Aber diese Ungemütlichkeit – diese unangenehmen Bettgenossen – ist das Ziel meiner Arbeit. Ich nutze die Macht von Bildern, um die historische Unsichtbarkeit schwarzer Männer und Frauen gutzumachen.»

Zwei Tage nach der Empörung über «Judith und Holofernes» verschwand das Thema ziemlich plötzlich aus den US-Medien. An diesem Tag waren drei Lehrer und vierzehn Schüler, unter ihnen jüdische, asiatische und lateinamerikanische Einwandererkinder, in Florida erschossen worden. Der am selben Tag gefasste und geständige weisse Täter Nikolas Cruz, 19, schrieb auf Instagram, er hasse Nigger, Juden und Einwanderer. Und Schwule: «Schießt sie in den Hinterkopf.» Die Rassismusdebatte zum Thema Kunst wurde aufgeschoben. ○

Zweiter Weltkrieg

Nachhilfe für Holocaust

Polens Premierminister verfälscht die Geschichte des Zweiten Weltkriegs. Er bezeichnet Juden als Täter. Weshalb tut er das?

Erst ein paar Wochen im Amt, sorgt Polens Premierminister Mateusz Morawiecki für Aufregung. Es habe während des Holocausts neben deutschen auch polnische, russische, ukrainische «und jüdische Täter» gegeben, sagte er kürzlich an der Münchner Sicherheitskonferenz auf die Frage eines israelischen Journalisten. Der hatte von Morawiecki an einer Pressekonferenz wissen wollen, wie das neue Holocaust-Gesetz zu verstehen sei, laut dem antipolnische Äusserungen, die den Zweiten Weltkrieg betreffen, unter Strafe gestellt würden.

Dass Morawiecki aus jüdischen Opfern jüdische Täter macht, hat zu einer Polemik zwischen Warschau und Jerusalem geführt. Einerseits hat der polnische Premier zwar recht: Es gab jüdische Polen, die mit den deutschen Besatzern kooperierten. Andererseits ist seine Aussage aber unfair und irreführend. Die Kollaboration von Juden mit Nazis war stets marginal. Und ihr Motiv war nicht Hass auf andere, sondern das Bestreben, die Hölle zu überleben. Weil sie nicht freiwillig kollaborierten, kann man nicht von «jüdischen Tätern» sprechen.

Vierzig Prozesse in Israel

Jüdische Kollaborateure wurden zur Kooperation gezwungen. In den Gettos setzten die Nazis zum Beispiel «Judenräte» ein, zwangsweise. Polnische Juden hatten in den Gettos die Befehle der Deutschen auszuführen. Die Nazis strebten so viel jüdische Selbstverwaltung wie möglich an, um ihre Kontakte mit Juden auf ein Minimum zu reduzieren. Kamen die Judenräte den diabolischen Forderungen der Nazis nicht nach, drohte ihnen die Deportation ins KZ.

Zur Zusammenarbeit zwangen die Nazis jüdische Gefangene auch in den Todeslagern. Sogenannte Sonderkommandos mussten die Leichen aus den Gaskammern holen und dann

verbrennen. Wer in Sonderkommandos eingeteilt war, wusste, dass auch er bald schon im Gas enden würde. Aber er hoffte, noch ein paar Tage leben zu dürfen, wenn er die Befehle der Nazis ausführte.

Die Kollaboration wirft bis heute schwierige moralische Fragen auf. Holocaustforscher studieren sie seit Jahrzehnten. Nach dem Krieg gab es in Israel und in jüdischen Gemeinden Europas sogar Ehrengerichte, die Kollaborateuren den Prozess machten. Bis 1964 soll es allein in Israel vierzig Prozesse gegeben haben, und in fünfzehn Fällen wurden – wenn auch bloss leichte – Strafen verhängt. Diese informellen Ehrengerichte sollten nach dem Krieg vor allem dafür sorgen, dass Nazi-Kollaborateure von öffentlichen Ämtern in jüdischen Gemeinden ausgeschlossen sein würden.

Die Polen haben es indessen versäumt, ihre Geschichte aufzuarbeiten. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatten sie dazu keine Gelegenheit. Als Sa-

tellitenstaat der Sowjetunion mussten sie die Sichtweise Moskaus übernehmen. Doch auch nach der Implosion der UdSSR verpasste es Polen, eine Geschichtsforschung ohne Scheuklappen zu betreiben. Polens Regierung übertrug die Holocaustforschung einem Institut, das sehr regierungsnah und politisch beeinflussbar ist.

Eingeschränkt wird die Forschung zudem durch mangelnde Fremdsprachenkenntnisse. Selbst unter Akademikern sind Deutsch oder Englisch noch keine Selbstverständlichkeit, was den Fokus der Forschung auf Polen verengt. Erkenntnisse westlicher Institute sind an den Universitäten von Warschau oder Krakau nicht ohne weiteres zugänglich. Vielleicht ist das der Grund dafür, dass Polens Regierung so trotzig und ungeschickt agiert, wenn sie ihre Interpretation der Geschichte durchsetzen will.

Pierre Heumann



Premierminister Morawiecki.

Morawieckis Aussage ist unfair und irreführend.

«Einzigartiges Wissen»

Miroslav Lajcak, Präsident der Uno-Generalversammlung in New York, will die Weltorganisation näher an die Bürger führen und die illegale Migration stoppen. Der Slowake verrät, warum er die EU für ein grossartiges demokratisches Experiment hält und was der Westen vom Osten lernen kann. *Von Philipp Gut*

Der Uno-Präsident und langjährige slowakische Aussenminister empfängt die *Weltwoche* in Suite 180 im «Bayerischen Hof», am Rand der Münchner Sicherheitskonferenz. Im Gegensatz zu seinem russischen Amtskollegen Sergej Lawrow, der rund um die Uhr von Bodyguards begleitet ist, die während der Nacht unbeweglich vor seiner Zimmertür sitzen, ist Miroslav Lajcak von zwei friedlich aussehenden Assistentinnen begleitet. Der Karrierediplomat, der es an die Spitze der internationalen Politik geschafft hat, will auch den skeptischen Bürgern vermitteln, was die Uno tut und warum es sie braucht.

Herr Lajcak, wie erklären Sie den Leuten in Ihrem Land, was Sie im fernen New York tun?

Die Vereinten Nationen umfassen 193 Mitgliedstaaten, und ich repräsentiere diese Mitglieder – im Gegensatz zum Generalsekretär, der die Organisation vertritt. Die Generalversammlung ist das einzige Uno-Organ, in dem alle Mitglieder versammelt sind. Sie hat thematisch den weitesten Fokus aller internationalen Organisationen. Die Mitgliedstaaten wollen, dass ihre Stimme gehört wird, sie brauchen einen Präsidenten, der ihr Gesicht und ihr Sprachrohr ist.

Die Schweiz wie auch die Slowakei sind kleine Staaten. Wie sehen Sie deren Rolle im internationalen Gefüge?

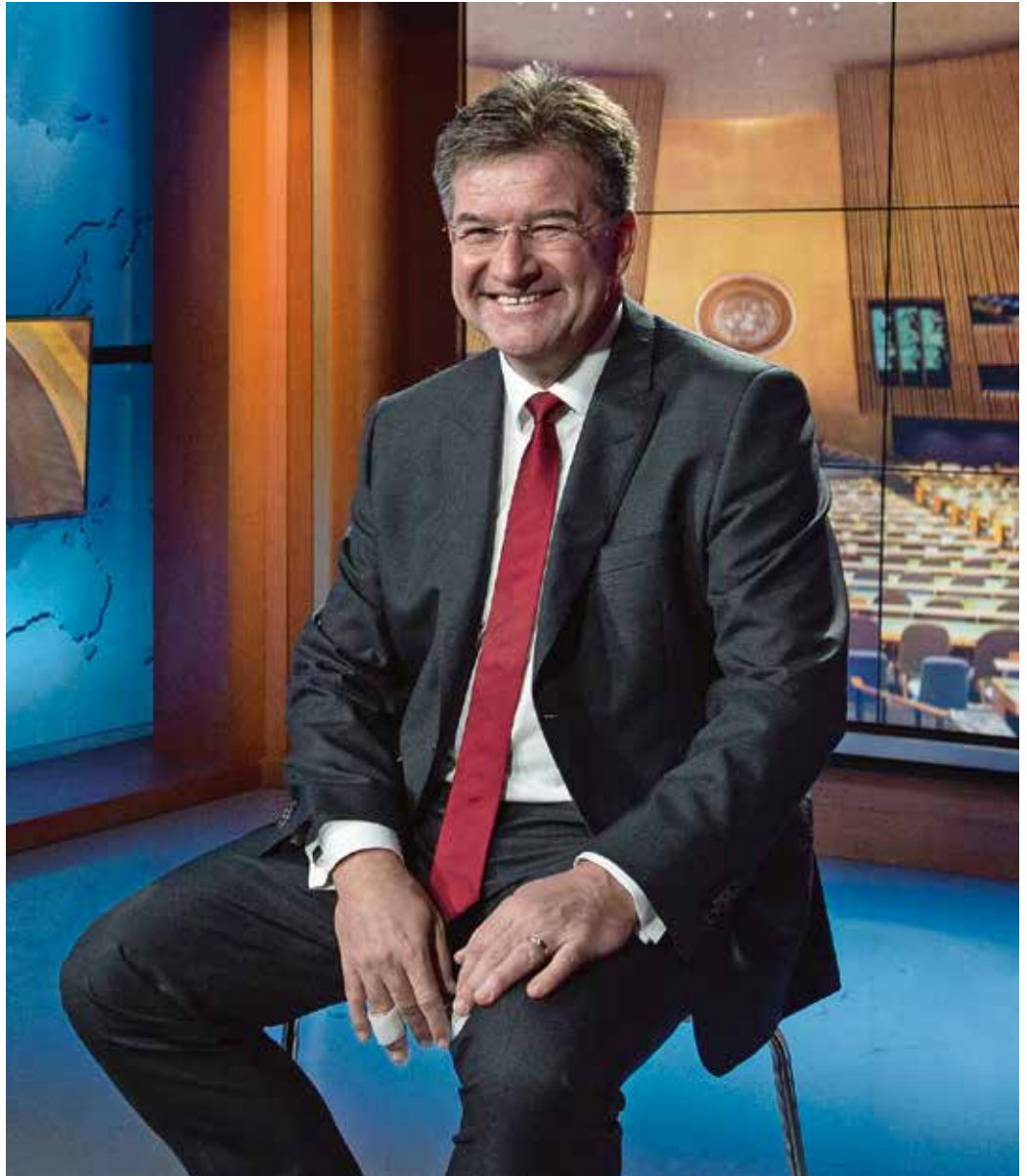
Das ist einzigartig in der Generalversammlung: Jedes Land hat gleich viel Gewicht, ob es nun eine Milliarde Menschen zählt oder einige tausend. Die Stimme der Kleinen wird gehört.

Sie verteidigen den hehren moralischen Anspruch der Uno. Aber wenn wir auf ihre Geschichte schauen, sehen wir, dass sie ein Produkt der Machtpolitik ist. Stichwort: Vetorecht im Sicherheitsrat.

Die Uno wurde 1945 auf der Asche des Zweiten Weltkriegs gegründet. Der Sicherheitsrat reflektiert die Realität dieser Zeit. Ich stimme Ihnen zu, dass es momentan zwei Kategorien von Mitgliedern im Sicherheitsrat gibt. Die Realitäten des 21. Jahrhunderts sind im Sicherheitsrat nicht abgebildet.

Welche Reformen schlagen Sie vor?

Es liegt nicht an mir, Vorschläge zu machen. Die Diskussion wird in der Generalversammlung geführt. Meine Rolle ist es, den Boden für eine solche Diskussion zu berei-



«Die Stimme der Kleinen wird gehört»: Diplomat Lajcak.

ten. Ich möchte eine echte, glaubwürdige Diskussion erreichen; in den letzten Jahren haben wir immer wieder dieselben Argumente von Staaten oder Staatengruppen gehört.

Eine Idee ist, dass das Vetorecht bei Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit nicht gelten soll.

Diese Idee wurde von einer signifikanten Zahl von Mitgliedern unterstützt. Aber wir haben nur eine Uno-Charta, und wir müssen respektieren, was dort geschrieben ist.

Wird das denn nicht von allen Staaten gemacht?

Die Charta ist unsere Bibel. Sie wird von allen beachtet. Was nicht immer von allen

befolgt wird, das sind die Resolutionen. Es gibt verschiedene Reformprozesse, einer davon betrifft die Wahl des Generalsekretärs. Die Generalversammlung will, dass sie transparenter wird, es sollen öffentliche Hearings stattfinden, welche die ganze Welt online mitverfolgen kann.

Als Uno-Präsident verkörpern Sie den Multilateralismus. Ist es aber nicht so, dass die Nationalstaaten weiterhin der beste Garant für Demokratie und Menschenrechte sind?

Es gibt keinen Widerspruch zwischen dem Multilateralismus und dem Nationalstaat. Niemand will die Verantwortlichkeit der Nationalstaaten beschneiden. Wir erleben

jedoch viele Herausforderungen, die sich nicht an nationale Grenzen halten: Klimawandel, Terrorismus, Migration – das sind Themen, die nach einer gemeinsamen Verantwortung rufen. Wir brauchen den Multilateralismus. Er kreiert den Rahmen, der Antworten auf globale Herausforderungen ermöglicht.

Ist mein Eindruck falsch, dass eine globale Elite existiert, der die normalen Leute in den einzelnen Ländern nicht unbedingt folgen?

Schauen Sie: Das Motto meiner Präsidentschaft ist «Focusing on people». Wie wichtig die Entscheidungen, die wir in der Uno treffen, auch sind – wenn die Leute sie nicht verstehen, wenn es uns nicht gelingt, sie zu erklären, dann werden wir ihre Unterstützung nicht bekommen. Ich möchte, dass Normalbürger sicher sein können, dass wir ihre Probleme ernst nehmen und lösen können.

Da hat sicher niemand etwas dagegen. Können Sie konkreter werden?

Nehmen Sie zum Beispiel die globale Erwärmung und den Klimawandel, die zum Pariser Abkommen führten, dem gemäss sich das Klima nicht mehr als zwei Grad erwärmen soll. Das Abkommen drückt die weltweite Überzeugung aus, dass wir etwas tun müssen. Oder die Ziele für die nachhaltige Entwicklung. Das sind keine Gesetze, aber Prinzipien, welche die Mitgliedstaaten in nationale Strategien überführen. Ein Schwerpunkt meiner Präsidentschaft ist die Migration. Diese Woche lancieren wir Verhandlungen über ein Dokument zur sicheren und geordneten Migration. Diese ist ein globales Phänomen, aber wir haben bisher kein multilaterales Instrument dafür. Auf nationalem Niveau reagieren wir meist defensiv, wir aber wollen proaktiv agieren. Migration ist eine Realität. Wir können sie nicht stoppen. Die Uno will den Mitgliedstaaten helfen, damit umzugehen.

Ich glaube mich zu erinnern, dass Ihr Land, die Slowakei, die Flüchtlingsquote der Europäischen Union vehement abgelehnt hat – mit guten Gründen.

Sie vermischen zwei Perspektiven, die globale und die der EU. In letzterer wird Migration hauptsächlich mit der Krise von 2015 identifiziert. Wenn Sie mit Afrikanern reden, sagen sie Ihnen, dass Migration nichts Neues sei. 95 Prozent der Migration finden dort innerhalb des Kontinents statt. Es gibt auch Migrationsströme von Ost- nach Westeuropa. Unser Dokument fokussiert auf eine sichere, geordnete und reguläre Migration.

Sie wollen die illegale Migration stoppen?

Sie sollte beschränkt oder eliminiert werden. Die illegale Migration ist das schmut-

zige Geschäft von Schmugglern. Wer auf diese Weise unterwegs ist, dessen Rechte werden missachtet oder verletzt. Niemand will das Recht der Nationalstaaten beschneiden, zu sagen, wer ihre Grenzen überschreiten darf. Es geht darum, ein Regelwerk zu entwickeln, dank dem Migranten sicherer unterwegs sind und wir Extremfälle vermeiden, wie etwa, dass Migranten umkommen oder missbraucht werden.

Täuscht der Eindruck, oder sind die Leute im östlichen Teil Europas etwas realistischer und skeptischer, was die Asylpolitik oder die «Willkommenskultur» betrifft?

Die Völker in Zentraleuropa sind überzeugt, dass eine mechanische Verteilung von Flüchtlingen das Problem nicht löst. Es braucht eine politische, eine ökonomische Lösung. Die Verteilquote übergeht auch die Flüchtlinge, sie werden ja nicht gefragt, wohin sie gehen wollen. Dies war nie Teil der europäischen Diskussionen, kein Wunder, funktioniert das System nicht. Ich hoffe, dass eine weniger künstliche, realistischere

«Wir haben die Glaubwürdigkeit, anderen Staaten zu zeigen, wie es geht.»

Sicht der Dinge hilft, die Prinzipien, die wir jetzt in der Uno entwickeln, auf Europa zu übertragen.

Die sogenannten neuen Mitgliedstaaten wie die Slowakei, Tschechien, Polen und Ungarn bringen einen frischen Wind in die EU.

Die Staaten, die 2004 und später der EU beigetreten sind, werden von vielen europäischen Medien als die gesehen, die Geld erhalten. Das ist falsch. Der Kohäsionsfonds wurde viel früher geschaffen. Er ist keine Wohltätigkeitsveranstaltung, sondern ein Instrument, von dem Portugal, Griechenland, Spanien profitiert haben.

Funktioniert dieses System?

Es funktioniert. Es hilft, die Standards in den Regionen auszugleichen, und ist gut für die gesamteuropäische Wirtschaft. Auf der anderen Seite bringen die neuen Mitgliedstaaten die Erfahrungen ihrer erfolgreichen Transformation ein. Wir täten gut daran, diese Erfahrungen zu berücksichtigen, wenn wir an die Entwicklung in der ehemaligen Sowjetunion oder auf dem Balkan denken. Unsere Länder sind geografisch, historisch und von der Mentalität her näher an Ost- und Südosteuropa, davon kann die EU profitieren. Wir haben verschiedene Hintergründe – und sollten sie zum gegenseitigen Nutzen einsetzen.

Was kann der Westen vom Osten lernen?

Falsch wäre die Haltung: «Ihr kriegt unser Geld, also habt ihr unsere Prinzipien und Ansichten zu befolgen.» Das ist nicht die euro-

päische Idee. Das Land, aus dem ich komme, ging durch eine radikale Transformation, wie sie kein westeuropäischer Staat erlebt hat. Das ganze politische, ökonomische, soziale System hat sich verändert. Wir mussten sehr tiefgreifende Reformen durchführen, welche die Bevölkerung in Westeuropa nicht fähig gewesen wäre zu akzeptieren. Das gibt uns ein einzigartiges Wissen und Know-how. Wir haben die Glaubwürdigkeit, anderen Staaten zu zeigen, wie es geht. Wir können andere motivieren, aber auch kritisieren. Deutschland, die Niederlande oder Grossbritannien können diese authentische Erfahrung nicht vermitteln.

Können Sie auch dazu beitragen, die EU etwas demokratischer zu machen?

Ich teile die Auffassung nicht, dass die EU undemokratisch ist. Es gibt so viele Plattformen auf allen möglichen Ebenen, auf denen die Stimme der Mitgliedstaaten gehört wird.

Die Kommission ist sehr stark, das Parlament schwach.

In der europäischen Architektur ist jedes Land vertreten. Wir profitieren von der EU, und die EU profitiert von uns.

In welche Richtung wird der EU-Supertanker steuern? Manche reden von einem Europa der Regionen, Monsieur Macron hat ganz andere Ideen und will die Zentralisierung vorantreiben.

Das Ergebnis des Referendums in Grossbritannien war ein Weckruf für die EU. Deren Errungenschaften bleiben unerreicht: Es gibt kein anderes politisches Projekt, das ein höheres Level an Stabilität, Prosperität und Rechtsschutz für die Bürger bereitstellt. Aber Brüssel hat sich von den Bürgern entfernt. Ich bin nicht erfreut über den Brexit, doch es freut mich, zu sehen, dass er eine Diskussion darüber auslöst, wie wir die Bürger besser erreichen. Anstatt über ein vereinigtes Europa oder über ein Europa der Vaterländer zu reden, sollten wir lieber über ein Europa der Bürger sprechen.

Unsere Gesprächszeit ist gleich um. Spielen wir Pingpong: kurze Fragen, schnelle Antworten. Wladimir Putin?

Eine Realität.

Donald Trump?

Eine Realität.

Jean-Claude Juncker?

Präsident der Europäischen Kommission. (Lacht).

Monsieur Macron?

Ein Strahl der Hoffnung.

Frau Merkel?

Stabilität.

Die Schweiz?

Eine Chance, die wir nicht nutzen. Beide nicht.

Ihre Frau?

Mein Rückgrat.



«Ich wollte, ich musste sie einfach haben!»: Ferdinand Hodlers «La Femme à la jarretière», 1887.



Ikone der Woche

Hodler intim

Von Rico Bandle

Sie bückt sich nach unten, hebt lasziv den Rock, um den Strumpf darunter zu richten. Dazu schaut sie auf die Seite, mit unschuldigem Blick – vielleicht hat sie im Herbstwald einen Vogel zwitschern gehört.

Dieses eher ungewohnte Gemälde Ferdinand Hodlers wird ab nächster Woche mit einigen weiteren Werken des Schweizer Malers in der neuen Sammlungsausstellung im Genfer Kunstmuseum zu sehen sein. Die Präsentation der Bilder unter dem Titel «Hodler intime» bildet den Auftakt zu den Jubiläumsfeiern zum 100. Todestag des Malers in diesem Jahr.

So harmlos die Dame im Wald auf den ersten Blick ausschauen mag, sämtliche Abgründe in Hodlers spannungsvollem Verhältnis zum anderen Geschlecht sind in dem Gemälde enthalten. Bei der abgebildeten Frau handelt es sich wahrscheinlich um Bertha Stucki, eine Bürgerstochter, die Hodler damals begehrt und später auch heiratete. Allerdings: Im Herbst 1887, als das Gemälde entstand, gebar seine Freundin Augustine Dupin gerade den gemeinsamen Sohn Hector. Hodler liess Dupin sitzen, heiratete Stucki. Die Ehe hielt nur zwei Jahre. Mit Dupin und Sohn Hector blieb er in engem Kontakt. Hodler anerkannte seinen Sohn offiziell aber erst, als dieser 21 Jahre alt war, kurz vor Dupins Tod.

Dass Hodler parallel mehrere Beziehungen pflegte, entsprach dem Normalzustand. Der Künstler, bekannt für seine ikonenhaften Darstellungen sowie von Seen- und Berglandschaften, war ein Mann von triebhafter Natur. Seinen Biografen Hans Mühlestein und Georg Schmidt erzählte er einst von einer Szene mit einem Modell in seinem Atelier, die heute wohl als Vergewaltigungsversuch gewertet würde: «Ich warf Pinsel und Palette weg und riss sie in meine Arme. [...] Ich wollte, ich musste sie einfach haben! [...] Aber – die Kraft, die die hatte! Gewehrt hat sie sich, geschlagen, gebissen hat sie mich! [...] Und auf und davon ist sie, und ich habe sie nie wieder gesehen.»

Dieser Übergriff hatte sich in Hodlers jungen Jahren ereignet, als der Künstler unbekannt und mittellos war – und ihn die Frauen allesamt abwiesen. Was sich änderte, als er berühmt und wohlhabend wurde. Da rissen sie sich um ihn. Und er kostete dies in vollen Zügen aus. Ferdinand Hodler, der Schweizer Nationalmaler, würde heute keine «me too»-Debatte überleben. Womit er unter den grossen Künstlern seiner Generation in guter Gesellschaft ist.

La collection beaux-arts revisitée:
Musée d'art et d'histoire, Genf, ab 1. März.

«Dann sollen sie mich bitte totschiagen...»

Peter Stamm gehört zu den wenigen Schweizer Autoren, die auch auf dem schwierigen US-Markt erfolgreich sind. Im Interview spricht er über sein neues Buch, Sexszenen in Gottfried Kellers Werk und seine Distanz zur hiesigen Literaturszene. *Von Rico Bandle*

Wir treffen uns an einem Donnerstagnachmittag am Bahnhof Winterthur. Die Cafés in Peter Stamms Wohnort sind gut gefüllt, also gehen wir für das Gespräch ins Restaurant des Casinotheaters. Irgendwann gibt der Schriftsteller zu erkennen, dass heute sein 55. Geburtstag sei, deshalb klingelt sein Telefon so häufig. Er habe das Buch bereits vor einem halben Jahr abgeschlossen, sagt er. «Ich musste es nochmals lesen, damit ich bei den Interviews überhaupt noch weiss, was darin steht», sagt er. Kurz zusammengefasst: Es geht um einen gescheiterten Schriftsteller, der seinem jungen Ebenbild begegnet. Der Autor spürt die Freundin seines Doppelgängers auf, die erstaunliche Ähnlichkeit hat mit seiner Ex-Freundin. Die beiden kommen ins Gespräch. Ist es möglich, dass es eine Existenz zweimal gibt? Oder ist das eine Begegnung mit sich selbst?

Herr Stamm, einmal mehr loten Sie in einem Buch das Verhältnis zwischen Mann und Frau aus. Wie würden Sie einem Ausserirdischen, der keine Geschlechter kennt, diese eigenartige Beziehung erklären?

O Gott! Auf Facebook ist «kompliziert» ein Beziehungsstatus. Das passt eigentlich für jede Beziehung. Genau das macht das Frau-Mann-Verhältnis dermassen interessant: Man kann es nicht einfach definieren. In Diskussionen mit Schülern habe ich die Beziehung schon als Currysauce beschrieben, also als eine Mischung aus über zwanzig Gewürzen, die jedes Mal etwas anders schmeckt: Sie besteht aus Freundschaft, Abhängigkeit, Macht, sexueller Anziehung und vielem mehr. Der Ausserirdische würde mit dieser Erklärung aber wohl nicht viel anfangen können...

In der Frau-Mann-Beziehung steckt immer eine gewisse Spannung. Die Forschung sagt ja, Männer und Frauen könnten nicht einfach so Freunde sein.

Das glaube ich nicht. Ich habe gute Freundschaften mit Frauen, die nicht anders sind als jene mit Männern. Es ist doch gerade das Schöne an der Sache, dass Beziehungen so vielfältig sind, dass man sie nicht mit einer einfachen Erklärung auf den Punkt bringen kann.

Könnten Sie in Ihren Büchern Mann und Frau nicht einfach tauschen?



«Ich glaube nicht an politische Literatur»: Peter Stamm.

Das habe ich einmal gemacht, bei einem literarischen Gender-Workshop. Das ist aber etwa zehn Jahre her. In einigen Ausschnitten von Goethes «Wahlverwandtschaften» habe ich die Rollen vertauscht – und niemand hat es gemerkt.

Im letzten Buch, «Weit über das Land», läuft ein Mann der Frau davon. Es hätte auch die Frau davonlaufen können, oder?

Ja, in «Ungefähre Landschaften» tut sie das auch. Klar, dann verläuft die Geschichte anders. Aber es funktioniert. Was ich in dem Experiment im Gender-Workshop gelernt habe: Die Tatsache, dass jemand Mann oder Frau ist, ist dermassen stark, dass es egal ist, was jemand macht. Man akzeptiert es einfach. Wenn in einem Buch steht, «hier sitzt eine Frau mit Schnurrbart», so sitzt da für die Leute tatsächlich eine Frau mit Schnurrbart.

Weil sich die Literatur nicht mit einem Durchschnitt befasst, sondern mit Individuen?

Genau. Vielleicht denkt man: Das ist nicht eine Frau, wie ich sie mir vorgestellt habe. Aber man akzeptiert es. Schliesslich ist auch in der Realität fast alles möglich.

Sie spielen aber schon mit Urtypen. «Weit über das Land» erinnerte stark an die «Odyssee»: Die Frau wartet wie Odysseus' Gemahlin Penelope zwanzig Jahre treu auf ihren Mann, von dem alle glauben, er sei tot.

Ja, aber auch einen solchen Urtypus kann man umkehren, man ist ja als Schriftsteller frei. Mein erstes Buch, «Agnes», ist für mich zum Beispiel die Umkehrung der Pygmalion-Geschichte, wo ein Künstler sich in sein Kunstwerk verliebt und es dann lebendig werden lässt. Umkehrungen können reizvoll sein. Ich habe auch schon Geschlechter getauscht aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes, damit man nicht mehr erkennt, wen ich als Vorbild hatte. Das funktioniert gut.

Im neuen Buch bringen Sie sich stark selber ein: Die Ich-Person fährt am Anfang mit dem Zug offensichtlich nach Weinfeld, wo sie aufgewachsen sind, das erkennt man an der Beschreibung der Strecke. Sie entdeckt dort einen Nachtwächter im Hotel – auch Sie verdienten einst so Ihr Geld. Und das Buch, das der junge Autor schreibt, ist offensichtlich «Agnes».

Ja, das ist ein Spiel. Vieles stimmt aber auch nicht mit meinem Leben überein. Dass ich auf meine eigene Biografie zurückzugreife, hat mit Bequemlichkeit zu tun: Weshalb etwas erfinden, anstatt auf etwas zurückzugreifen, was ich bereits kenne? Wenn ein Dorf vorkommt, ist es für mich naheliegend, Weinfeld zu nehmen, so muss ich nicht recherchieren.

Man kann das neue Buch als Fortsetzung von «Agnes» sehen. Wieder geht es darum, ob das Leben zu einem Teil vorbestimmt ist.

Fortsetzung würde ich es nicht nennen, man kann das Buch sehr gut lesen, ohne «Agnes» zu kennen. Aber es ist von «Agnes» geprägt. In den letzten Jahren war ich so oft mit «Agnes» an Schulen unterwegs, dass ich dachte, ich möchte wieder etwas in diese Richtung machen: sehr konzentriert, mit einer verzahnten Struktur.

Ist das Leben vorbestimmt?

Nein, ich glaube nicht. Es gibt zwar die Untersuchungen, nach denen der Mensch keinen freien Willen hat, aber das halte ich für falsch. Mir ging es ohnehin eher um den Blick auf das eigene Leben: Was hätte ich anders machen können? Wäre mein Leben anders verlaufen, wenn ich andere Ent-

«Niemand hat so viel Öffentlichkeit wie Bärzfuss. Man widerspricht ihm einfach, wenn er Quatsch schreibt.»

scheidungen getroffen hätte? Eben habe ich den Karikaturisten Peter Gut getroffen, wir haben über die gemeinsame Zeit beim Satiremagazin *Nebelpaltes* gesprochen und wie ich mich damals mit dem Verleger überwarf. Peter Gut meinte, der abrupte Abgang sei für mich ein Glücksfall gewesen, da ich dadurch wieder mehr Bücher geschrieben habe. Ich weiss nicht, ob er recht hat. Hängt das Leben wirklich von solchen Zufällen ab?

Es kommt auch darauf an, ob man einen genauen Plan für sein Leben hat.

Das ist wohl so. Ähnlich ist das beim Schreiben. Als ich das neue Buch zu schreiben begann, hatte ich noch keine Ahnung, wo die Geschichte hinführt. Die Geschichte wurde dann ziemlich komplex. Ich musste einen Zeitplan erstellen, damit die Geschichte am Ende auch aufgeht, dass keine Widersprüche drin sind.

Sie haben einfach drauflosgeschrieben?

Ja, das ist mir wichtig. Ich glaube nicht daran, dass gute Bücher entstehen können, wenn sie von Anfang an gezielt konstruiert sind.

Das ist eine gewagte These...

Man muss eine Geschichte ihren eigenen Weg gehen lassen. Es ist wie beim Reisen: Man kann eine Reise machen, wo alles durchgeplant ist, dann sieht man zwar viel, erlebt aber nichts. Wenn man eine Reise antritt und einfach mal schaut, was passiert, so wird sie in der Regel viel spannender.

Sie lesen oft an Gymnasien, auch nächste Woche wieder. Wie kommt das?

Vor sechs Jahren wurde «Agnes» als Pflichtlektüre für alle Gymnasiasten in den Lehrplan von Baden-Württemberg aufgenommen. Hunderttausende von Schülern haben

das Buch seither gelesen. Entsprechend oft bin ich an Schulen zu Besuch.

Was sind die lustigsten Fragen von Schülern?

Vielfach fragen sie mich über private Dinge aus. Zum Beispiel, ob ich Alkoholiker sei, weil in den Büchern viel Alkohol getrunken werde.

Mögen die Schüler das Buch?

Ich mache ihnen jeweils von Anfang an klar, dass sie mein Buch nicht gut finden müssen. Für viele Schüler ist dies eine Befreiung. Sie können dann offen reden und sagen, der Typ im Buch habe sie aufgeregt oder was auch immer. Dann entstehen spannende Gespräche.

Wenn man sich so intensiv mit einem Buch befassen muss, das man vor zwanzig Jahren geschrieben hat, ärgert man sich bestimmt oft über Passagen, die man heute anders schreiben würde.

Nein, das kenne ich nicht. Natürlich würde ich «Agnes» heute anders schreiben, weil ich mich seither weiterentwickelt habe. Gottfried Keller hat vom «Grünen Heinrich» auch eine zweite Version geschrieben. Aber man sagt, die erste sei besser, weil sie aus seiner damaligen Lebenssituation heraus entstanden ist.

Vor einigen Jahren führten Sie eine öffentliche Kontroverse mit Schriftstellern, die sich ständig zu politischen Themen äussern. Diese würden sich mit ihren polemischen Äusserungen mehr um ihre Position in der Öffentlichkeit kümmern als um ihr literarisches Werk, so Ihr Vorwurf. Haben Sie seither wieder einmal mit den Hauptadressaten, Lukas Bärzfuss und Jonas Lüscher, gesprochen?

Mit Jonas Lüscher hatte ich einen Mailverkehr, dieser ist aber eingeschlafen. Ich hatte ihn vorher ja nie getroffen.

Ist es für Sie frustrierend, dass in den Medien mehr über politische Äusserungen von Schriftstellern berichtet wird als über deren Bücher?

Ich kann mich nicht beklagen über mangelnde Öffentlichkeit. Interessant war ja, dass sowohl Bärzfuss als auch Lüscher später in Interviews meinen Standpunkt indirekt bestätigt haben.

Die Verlockung muss gross sein: Sie als bekannter Autor könnten sagen: «Blocher ist ein Monster» oder «Blocher ist ein Genie», und grosse Schlagzeilen in allen Medien wären Ihnen gewiss.

Das ist so. Es war ja rührend, wie nach der Wutschrift von Lukas Bärzfuss in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der darauf folgenden Kritik Schriftsteller Jonas Lüscher meinte, man wolle Bärzfuss zum Schweigen bringen. Das Gegenteil ist der Fall. Niemand hat so viel Öffentlichkeit wie er. Man widerspricht ihm einfach, wenn er Quatsch

schreibt. Aber damit muss man rechnen, wenn man sich exponiert. Ich selber suche diese Art der Öffentlichkeit nicht. Ich möchte in Ruhe mein Leben führen und Bücher schreiben.

Aber an Buchmessen gehen Sie schon?

Ja, gerne sogar. Die Lesungen an den Messen allerdings sind furchtbar. Die Unruhe in dem Gewimmel ist nervig. Aber das ist Teil des Geschäfts.

Lesungen sind im Trend. An gewissen Veranstaltungen bezahlen Hunderte von Leuten Eintritt, um einem Autor beim Vorlesen eines Buches zuschauen zu dürfen. Können Sie das verstehen?

Ich lese Bücher lieber selber, als sie mir vorlesen zu lassen. Vor meiner ersten eigenen Lesung besuchte ich eine Lesung eines anderen Autors, weil ich nicht wusste, wie dies vor sich geht. Ich staune auch immer: Oft bezahlen die Leute mehr Geld für den Eintritt an eine Lesung als für das Buch. Wir Autoren sind froh darüber, für viele sind Lesungen das Haupteinkommen. Das ist aber ein deutschsprachiges Phänomen, die ausländischen Autoren beneiden uns darum.

Was ist eigentlich dran an der Behauptung, in der Buchbranche hätten sich die Einkünfte in den letzten zwanzig oder dreissig Jahren halbiert?

Ganz falsch ist das nicht. Kürzlich habe ich gelesen, der Verkauf von Büchern habe in den letzten zehn Jahren um zwanzig Prozent abgenommen. Vor allem sind die Bücher immer billiger geworden. Oder sie sind gleich teuer geblieben bei steigenden Lebenshaltungskosten. Vielen

«Die Szene ist klein, jeder kennt jeden. Ich bewege mich deshalb nicht darin.»

Autoren geht es nicht gut. Aber es geht uns immer noch besser als den Musikern, deren Verkäufe noch viel stärker eingebrochen sind.

Anstatt Bücher sollten Autoren heute vielleicht Drehbücher für Fernsehserien schreiben? Damit kokettiert die Hauptperson in Ihrem neuen Roman.

Vor vielen Jahren habe ich für das Schweizer Fernsehen eine Serie entwickelt, eine Sitcom. Ich wurde an einen Schreibworkshop geschickt, ähnlich wie in meinem neuen Buch beschrieben, einfach nach London, nicht nach Stockholm. Doch dann hat sich Charles Lewinskys «Faschte Familie» durchgesetzt. Mein Konzept blieb in der Schublade.

Peter Stamm und Sitcom kann man sich überhaupt nicht vorstellen. Das ist wie ein Sternekoch im Kebabstand.



«Rührend»: Lukas Bärfuss.

Ich wollte die Sitcom neu erfinden. Eine Idee war, dass die gesamte Serie in einem Zug spielen sollte, in einem Abteil mit vier Leuten. So abwegig, wie Sie sagen, war das damals nicht: Ich habe ja für den *Nebelspalter* humoristische Texte geschrieben und auch Hörspiele.

Kein Schweizer Autor mit Ausnahme von Joël Dicker ist im angelsächsischen Raum so erfolgreich wie Sie. Die *New York Review of Books* hat Ihnen schon grosse Artikel gewidmet, renommierte Magazine wie *The New Yorker* und *The Atlantic* haben Kurzgeschichten von Ihnen abgedruckt. Weshalb kommen Sie im urbanen, szenigen Amerika so gut an?

Erst einmal hatte ich das Glück, einen Verlag in den USA zu finden, der auch wahrgenommen wird. Meine US-Verlegerin Judith Gurevich verliebte sich in meinen zweiten Roman. Sie hat seither jedes Buch von mir herausgegeben, die ersten mit bescheidenem Erfolg. Ihre Ausdauer hat sich dann auszahlt. In Spanien war das ähnlich. Auch dort habe ich einen Verleger, der an mich geglaubt hat. Es hat Jahre gedauert, bis ich mich dort etablieren konnte. Jetzt wird jedes meiner Bücher in den grossen Zeitungen des Landes ausführlich besprochen.

Es muss doch auch am Stil liegen, der den Nerv der *New Yorker Kulturschickeria* trifft. Ihre Bücher verströmen ja eine Edward-Hopper-artige Melancholie.

Ich glaube, viele US-Leser haben einfach Lust auf etwas Neues. Viele nervt mittlerweile Jonathan Franzen und dessen Erzählstil, der im 19. Jahrhundert stehengeblieben ist. Meine Bücher sind völlig anders. Kürzlich hat die britische Schriftstellerin Zadie Smith in einem Interview gesagt, meine

Bücher hätten sie dazu inspiriert, etwas Neues auszuprobieren. Das ist das schönste Kompliment, das man erhalten kann. Übrigens: Auch im Iran verkaufen sich meine Bücher sehr gut, «Agnes» ist das erfolgreichste Buch meines iranischen Verlags.

Wenn man in den gigantischen Märkten der USA und der spanischsprachigen Welt Erfolg hat, muss man sich um die Finanzen keine Sorgen mehr machen.

Das täuscht. Die Literatur hat es in den USA sehr schwer. Viele gute US-Autoren verkaufen mehr Bücher auf Deutsch als auf ihrem Heimmarkt USA. Mir hat einmal ein US-Verleger gesagt, selbst für einen Starautor wie Don DeLillo seien 30 000 verkaufte Exemplare in den USA viel.

Werden die Bücher in den unterschiedlichen Ländern unterschiedlich aufgenommen?

Ja. Am auffälligsten ist natürlich: Im Ausland bin ich einfach nur der Buchautor. Dort habe ich keine Feinde, keine Neider. Wenn die Kritiker mein Buch gut finden, besprechen sie es, sonst lassen sie es sein. Die schlechtesten Kritiken habe ich immer in der Schweiz. Hier bin ich eine bekannte Figur, entweder man mag mich oder nicht. Was auffällt: Die Qualität der Literaturkritik ist in den USA viel höher als hier. Oft sind die Kritiker selbst Autoren, die haben einen anderen Zugang zu Büchern als Journalisten.

Das wäre in der kleinräumigen Schweiz kaum möglich. Kein Autor zieht über einen Kollegen her.

Das stimmt. Ich würde auch nicht einen Verriss schreiben über einen Roman von Lukas Bärfuss. Das wäre doof.

Vor wenigen Monaten machte die hiesige Literaturszene einen riesigen Aufstand wegen eines unglücklichen Satzes bei der Verleihung des Schweizer Buchpreises. Es gab Proteste und tagelange Diskussionen. Für Aussenstehende war diese bemühte Aufregung skurril. Nimmt sich die Szene zu wichtig?

Ich glaube schon. Die Szene ist klein, jeder kennt jeden. Ich bewege mich deshalb nicht darin. Die Schriftsteller sind zwar fast alles nette Leute; da gibt es kaum jemanden, von dem man sagen könnte, er sei nicht sympathisch. Aber wenn man so als Gruppe zusammenkommt, wo jeder überzeugt ist, einen unverzichtbaren Beitrag für die Gesellschaft zu leisten, aber doch niemand richtig gut leben kann von seiner Arbeit, so ist das ein Nährboden für Neid, aber auch für Solidarität untereinander. Nur so sind diese eigenartigen Erregungszustände zu erklären, die in dieser Szene immer wieder aufkommen.

Sie haben einmal Lichtenberg zitiert, laut dem das Buch intelligenter sein sollte als der Autor. Genau daran krankt doch die

Schweizer Literatur: Viele Autoren schreiben von Anfang an mit der Absicht, die Welt zu erklären, anstatt auf die Kraft der Geschichte zu vertrauen.

Ich glaube nicht, dass dieses Problem in der Schweizer Literatur grösser ist als in irgendeiner anderen. Wenn ich genau weiss, welche Botschaft ich vermitteln möchte, und dann eine Geschichte baue, um sie zu transportieren, so funktioniert das nicht, so entsteht keine Kunst. Deshalb glaube ich auch nicht an politische Literatur. Das Resultat kann dann schon politisch sein, aber das wird es nicht, weil dies die Absicht war.

Also aus Zufall?

Nein, ich würde es Intuition nennen. Wenn man sich auf die Intuition verlässt, wird eine Geschichte viel stimmiger, als wenn man sie aus einer Absicht heraus konstruiert.

Welches sind für Sie die positiven Beispiele? Was empfehlen Sie zur Lektüre?

Sehr spannend finde ich Don DeLillo. Den Texten merkt man die gedankliche Offenheit des Autors an, bei ihm entsteht immer etwas Neues, etwas Überraschendes. Kürzlich habe ich wieder einmal Gottfried Keller gelesen. Der ist viel besser, als ich ihn in Erinnerung hatte. Grossartig.

Können Sie das ausführen?

Zuerst habe ich gedacht: Dieser Schwere-nöter! Seine Seldwyla-Geschichten sind hochotherisch. In jeder zweiten wird es ziemlich explizit. Ich frage mich, wie er dies damals veröffentlichen konnte. Da ist zum Beispiel eine Frau, die ihren Mann mit ihrem adoptierten Sohn betrügt. Keller macht alles, von dem man denkt, dass man das eigentlich nicht machen darf. Und er macht das hervorragend.

Sie haben einmal gesagt, Sexszenen seien etwas vom Schwierigsten zu schreiben, machten deshalb aber auch viel Spass. Trotzdem gibt es im neuen Buch keine Sexszenen.

Weil sie nicht nötig waren. Häufig sind sie nicht nötig. Die Tatsache, dass jemand Sex hat, ist interessant. Wie genau, aber nicht. Es ist wie beim Essen: Es ist schön, es selber zu machen, aber man möchte nicht zuschauen, wie andere essen.

Viele männliche Autoren beginnen im Alter damit, explizite Sexszenen zu schreiben.

Ich habe meinem Verlag gesagt, wenn ich damit beginnen sollte, sollen sie mich bitte totschiagen...

Peter Stamm: Die sanfte Gleichgültigkeit der Welt. S. Fischer. 160 S., Fr. 29.90

Mathematik

Das Ende der Fünfeck-Saga

Ein neunundneunzig Jahre altes geometrisches Problem ist endlich gelöst – wenn auch im negativen Sinne.

Von François Fricker



1918



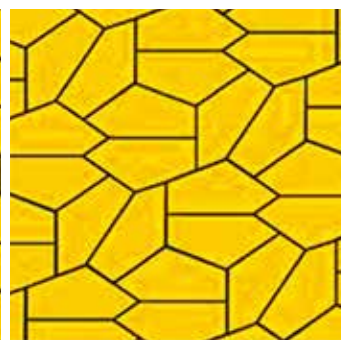
1968



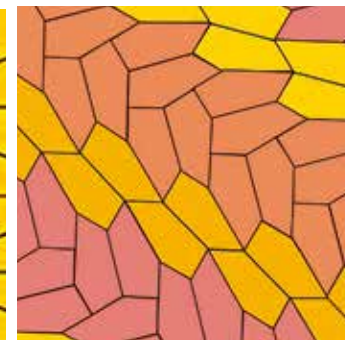
1975



1975



1985



2017

Manchmal sind es auch unscheinbare Dinge, die das Herz eines Mathematikers höherschlagen lassen. Ein höchst aktuelles Beispiel geht auf Karl Reinhardt (1895–1941) zurück, der sich in seiner 1918 erschienenen Dissertation mit der Frage beschäftigte, mit welchen Vielecken sich eine Ebene lückenlos und überschneidungsfrei parkettieren liesse. Dabei fand der Frankfurter Doktorand zunächst heraus, dass die gewünschte Belegung mit jedem noch so beliebig gestaltetem Dreieck, aber auch Viereck stets möglich ist. Bei einem Sechseck dagegen gibt es im Prinzip nur noch drei Möglichkeiten (darunter das wohlbekannte Honigwabenmuster), während dies bei mehr als sechs Ecken nicht mehr funktionieren kann, da sich wegen der zu grossen Winkel Überschneidungen nicht vermeiden lassen.

«Es war äusserst schwierig»

Blieb also das Fünfeck, für das Reinhardt fünf Möglichkeiten einfielen. Damit glaubte der Geometer, das Problem ad acta legen zu können, täuschte sich aber gewaltig, indem sage und schreibe über Jahrzehnte hinweg immer wieder weitere derartige Konstellationen entdeckt wurden. In diesem Sinne war es eine kleine Sensation, als letztes Jahr nach einer Pause von über dreissig Jahren den damals bekannten insgesamt vierzehn Mustern ein weiteres Exemplar hinzugefügt werden konnte (siehe Abbildung).

Dass dazu ein Supercomputer benutzt wurde, schmälert die Leistung des Mathematiker-Ehepaars Casey Mann und Jennifer McLoud-Mann von der University of Washington Bothell in keiner Weise, da angesichts der schier unvorstellbaren Zahl von abzuklopfenden Möglichkeiten (der sogenannten kombinatorischen Explosion) selbst die derzeit mächtigsten Rechner überfordert gewesen wären, hätte man sie nicht vorgängig mit einem über Monate hinausersonnenen trickreichen Programm gefüttert.

Hatten die beiden Manns noch gehofft, zu den nunmehr fünfzehn Beispielen alsbald ein weiteres vorlegen zu können, so wurden sie kürzlich eines Besseren belehrt. Tatsächlich konnten sie nicht ahnen, dass sie mit ihrer fünfzehnten Pflasterung bereits alle Möglichkeiten endgültig ausgeschöpft hatten. Das ist der Inhalt eines kürzlich erschienenen, höchst umfangreichen Papers des an der Ecole normale supérieure de Lyon tätigen Mathematikers Michaël Rao.

«Es war äusserst schwierig», so der 37-jährige Autor, «die Nichtexistenz des Fünfecks mit der Nummer sechzehn nachzuweisen. Im Grunde genommen wäre es mir lieber gewesen, es hätte dieses imaginäre Gebilde tatsächlich gegeben.»

François Fricker ist emeritierter Professor für Mathematik und Zauberkünstler.

Aus der Sackgasse der Selbstgefälligkeit

Die britische Sängerin Dua Lipa ist der erfrischende Gegenpol zum Authentizitäts-Streber Ed Sheeran.

Von *Julie Burchill*



Wie ein Cheerleader in Trauer: Dua Lipa.

Für diejenigen von uns, die die Popmusik in ihrem ganzen kitschigen Glanz lieben, ist in den letzten Jahren wenig so peinigend gewesen wie der Aufstieg von Ed Sheeran. Vom Streben nach «Authentizität» ist in jeder Sparte abzuraten – man denke nur an Moriskentänze, Strohpuppen und die Filme von Ken Loach –, aber im knallbunten Spielzimmer der Popmusik ist dieses Streben besonders fehl am Platz. Angehörige meiner Generation werden den Anblick von Dexys Midnight Runners und den JoBoxers nicht so schnell vergessen oder vergeben, als sie in «Overalls» herumhüpften und glaubten, wie Söhne der Scholle mit schwierigen Händen zu wirken, tatsächlich aber wie überschwängliche Teilnehmer eines Balls mit dem Motto «Komm als dein liebstes Schwulenköderklischee» überkamen.

Aber selbst sie kommen einem wie harmlose mögliche Versionen der Village People vor verglichen mit dem zeitgenössischen Erzauthentizitätsstreber Ed Sheeran. Dieser Sohn eines Kunstkonservators und einer Schmuckdesignerin, der mit 26 bereits einen MBE erhalten hat und im Frühling an der Hochzeit von Prinz Harry aufspielen soll, dieses Furzkissen mit einem aufgemalten Gesicht, das Corbyn befürwortet, exemplifiziert all das, was mit der Popmusik schiefgelaufen ist, seit die Mittelschicht sie in ihre privilegierten rosa Finger bekommen hat. (Weniger als eines von zehn britischen Kindern besucht eine Schule, für die man bezahlen muss, aber erstaunliche sechzig Prozent der Leute, die in die Hitparaden kommen, sind Privatschulabgänger, während dies vor zwanzig Jahren noch auf ein Prozent zugetroffen hatte.)

Musikalischer Wert und Verkaufszahlen

Umso grösser war deshalb die Erleichterung, als letzten Monat bei den Nominierungen für die Brit Awards eine Künstlerin noch mehr Nominierungen einheimste als Sheeran, dessen Aufstieg seit 2012 die Festlichkeiten verdüstert hatte. Die Brits (British Record Industry Trusts Show) ist die wichtigste Preisverleihungsfeier der britischen Popmusikindustrie. Sie wurde 1977 geschaffen, um den Punkrock in die Schranken zu weisen, und wurde in der Folge bekannt durch unvergessliche Momente wie den letzten öffentlichen Auftritt von Freddie Mercury, dadurch, dass Jarvis Cocker seinen Arsch schwenkte als Protest gegen die Aufgeblasenheit von Michael Jackson, und durch das Union-Jack-Kleid des Spice Girls Geri Halliwell. Vor allem aber ist die Brits die jährliche Aufputzveranstaltung einer Industrie, deren Zukunft ihre Vergangenheit schwerlich übertreffen dürfte.

Aus diesem Grund werden eher Verkäufe geehrt als künstlerischer Erfolg, was sich daraus ersehen lässt, dass Robbie Williams der Künstler ist, der am meisten Brit Awards gewonnen hat. Doch ungewöhnlicherweise verbanden sich musikalischer Wert und Ver-

kaufszahlen bei den fünf Nominierungen für Dua Lipa mit ihrem von ihr selbst so genannten Dark Pop: Ihre Singles «Be the One», «Hotter Than Hell» und «New Rules» und ihr Debütalbum sind in den letzten Jahren aufgeblitzt wie freche Gedanken in einer Tugendhaftigkeit predigenden Welt. Lipa ist alles, was Ed Sheeran nicht ist: strahlend schön, teuflisch kommerziell und mit ihrer kosovo-albanischen Herkunft erkennbar eine Vertreterin des anderen im Gegensatz zu Sheerans nervigem «Junge von nebenan»-Image. (Es ist typisch für seine Konventionalität, dass er sich jetzt mit seiner Jugendliebe verlobt hat – nachdem er zuvor, wie es sich gehört, mit Supermodels rumgevögelt hatte.)

Weigerung, ihre Schönheit zu verstecken

In einer Zeit, da sich die Unterhaltungsindustrie als noch viel schlimmere Schlangengrube für Frauen erweist, als unsere Eltern uns immer gesagt hatten, tut es gut, eine junge Sängerin aufsteigen zu sehen, die niemandes Muse oder Spielzeug zu sein scheint, obschon sie so toll aussieht, dass sie vor ihrer Sängerinnenkarriere ihr Geld als Model verdient hatte.

Die Geschichte junger Frauen im Pop ist problematisch: Traditionellerweise sind sie eher Konsumentinnen als Schöpferinnen solcher Musik, und wagen sie es, vom Platz im kreischenden Publikum auf die Bühne zu wechseln,

Dua Lipas grandiose Stimme macht uns mehr als deutlich, was sie im Sinn hat.

werden sie auf eine Art beurteilt, wie das Musikern nie passiert. (Marianne Faithfull hat es mal folgendermassen auf den Punkt gebracht: «Bin ich nicht hübsch? Kauf mich bitte!») Versuchen sie nicht, sich über ihren Sex-Appeal zu verkaufen, sind sie schwer im Nachteil – nur einer jungen Sängerin pro Jahrzehnt wird erlaubt, einfach als Stimme wahrgenommen zu werden, und sogar Amy Winehouse und Adele, denen man dies zugestand, waren oder sind auf ihre Weise sehr attraktiv –; und versuchen sie, ihre Sexualität auszuleben, werden sie automatisch als Schlampen verunglimpft.

Die neusten Enthüllungen des Popstars Kesha zeigen, dass sie, die sich in ihren Songs als knallhart und abgebrüht darstellte, tatsächlich eine sexuell misshandelte junge Frau war, die den Widerspruch zwischen ihren Selbstermächtigung verkündenden Songs und ihrer realen Unterdrückung durch einen billigen Manipulator als so heftig empfunden haben muss, dass es nicht verwunderlich ist, dass sie mit 26 anorektisch wurde und in einer Klinik landete.

Das Geheimnis dabei ist natürlich, sich nicht drum zu scheren, was die Leute denken, und Dua Lipa hat das bestens drauf: Dank ihrer

Weigerung, ihre Schönheit zu verstecken oder zum Fetisch zu machen, ist sie im Instagram-Zeitalter eine Ausnahmeerscheinung. Das Kostüm, das sie für ihren Valentinstag-Live-Auftritt im amerikanischen Fernsehen auswählte, ist ein Meisterwerk widersprüchlicher Botschaften: Mit ihrem schulterfreien scharlachroten Seidentop, der Cargohose und den Turnschuhen war sie sexy, freundlich, elegant, sportlich und ein bisschen furchterregend zugleich – wie all die besten Aspekte der Spice Girls aufs Mal, ohne die nervigen Teile. Erfrischend ist auch, wie offen sie zugibt, dass ihr professionelle Songwriter behilflich sind.

Ich persönlich bin der Überzeugung, dass es mit der Popmusik von dem Moment an abwärts ging, als Sänger darauf bestanden, ihre eigenen Songs zu schreiben. Wir erwarten weder, dass Tänzer ihre eigenen Choreografen sind, noch dass Schauspieler ihre eigenen Drehbücher schreiben – woher in aller Welt rührt also der Wahn, Sänger sollten ihre eigenen Songs schreiben? Dua Lipas grandiose Stimme – sehnsüchtig, aber herrisch wie ein Cheerleader in Trauer – macht uns mehr als deutlich, was sie im Sinn hat.

Lipa und ihre Zeitgenossinnen – Charli XCX, Zara Larsson, Jorja Smith, Sigrid – haben nie in einer Madonna-losen Welt gelebt. Ihnen kann niemand weismachen, Sex und Intelligenz liessen sich nicht unter einen Hut bringen, und ihr sachlicher Feminismus und ihre widerborstigen Songs deuten darauf hin, dass sie sich nicht so leicht ausbeuten lassen wie ihre älteren Schwestern, sondern, mit den Worten von Larsson, fähig sind, «sich vor all diese mittelalterlichen Männer hinstellen und zu sagen: «Nein, das will ich nicht tun»».

Man hat bei ihnen das Gefühl von einem weicheren Ich, das sich mit einem kühlen, harten Panzer umgeben hat, um sich gegen die neugierigen Blicke einer lüsternen Welt zu schützen. Aber dieses Wechselspiel von Verletzlichkeit und Härte macht sie als Performerinnen viel attraktiver, als wenn sie sich als ungebremste Naturgewalten gebärden würden. Dass Janis Joplins Aufforderung, doch noch ein Stückchen von ihrem Herzen zu nehmen, als wären ihre Gefühle ein Buffet für Schlemmer, dass der Song «Piece of My Heart» der Inbegriff dessen sein soll, was eine Sängerin erstreben könne, ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.

Es ist zu hoffen, dass der Authentizitätswahn nicht noch weiter in die Sackgasse der Selbstgefälligkeit führt und dass es sich herumspricht, dass nicht jeder Anflug von Showbusiness-Glanz gleichbedeutend mit Hirnlosigkeit ist. Ganz im Sinne dessen, was Dua Lipa sagt: «Das ist eine gute Zeit, um sich nicht dafür schämen zu müssen, ein Popstar zu sein.»

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Er behielt den Durchblick im Marihuana-Nebel

David Geffen erfand die Eagles, brachte «Shrek» auf die Leinwand, machte die Guns N'Roses gross und schief mit Cher.

Von Benjamin Bögli

Als der kleine Picasso, der dem jungen, aufstrebenden Musikmanager David Geffen aus seinem Haus gestohlen wurde, wieder auftauchte, hatte ihm die Versicherung den Marktwert von 75 000 Dollar bereits ausbezahlt. Geffen wollte das Gemälde nicht zurück. Das Kunstwerk hatte ihn dank einem guten Wort, das Ahmet Ertegun, der legendäre Gründer von Atlantic Records, bei einem Kunsthändler für ihn einlegte, bloss 36 000 Dollar gekostet. «Ich habe damit fast 40 000 Dollar verdient!», begründete er gegenüber seinem Mentor Ertegun den Entscheid, das Geld zu behalten.

Über Geffen kursieren viele solcher Geschichten – gerne von Leuten erzählt, die in ihm nur einen raffgierigen Geschäftsmann ohne Sinn für Kultur sehen. Natürlich weiss Geffen, wie man Geld verdient. Heute besitzt er aber auch eine der wertvollsten Kunstsammlungen der Welt, ist einer der spendierfreudigsten Philanthropen, und er prägte – vor allem in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren – die Popkultur wie wenige.

Am Anfang ein Schwindel

Geffen ist eine zurückhaltende Erscheinung. Sein prägnanter schwarzer Wuschelkopf ist längst passé. Den gewinnenden Schalk in den Augen hat er nicht verloren. Dieser blitzt hinter der feingerahmten Brille hervor, die er jetzt meistens trägt. Es erstaunt, dass der mächtige Geschäftsmann in Fernsehinterviews fast verlegen, etwas nervös wirkt. Es ist ihm unwohl, wenn er nicht die Kontrolle hat.

Wenn es ums Geschäft und um seine Musiker geht, ist da ein ganz anderer David Geffen. Es gibt Filmaufnahmen, in denen er am Telefon vor laufender Kamera auf Kommando die wichtigsten Deals verhandelt – mit unheimlichem Selbstvertrauen: charmant, aber knallhart. Sein fordernder Tonfall war eine seiner Waffen. In seiner grossen Zeit als Künstlermanager führte Geffen achtzig bis hundert Telefonate pro Tag. Angesprochen auf den Urknall seiner fantastischen Karriere, pflegt er zu sagen: «Ich betrachtete diese Hollywoodmogule wie Louis B. Mayer und den Kosmos, den sie erschufen, und dachte, dass es bestimmt Spass machen würde, so seine Brötchen zu verdienen.»

Er kam von unten. Die jüdische Einwandererfamilie Geffen wohnte im New Yorker Stadtteil Brooklyn. Sein Vater arbeitete kaum und verstarb früh, seine Mutter baute ein Korsagesgeschäft auf und brachte die Familie durch. 1964, 21-jährig, fand er eine Stelle in der

Postabteilung der bedeutenden Künstleragentur William Morris Agency in New York. Er gab an, studiert zu haben, was nicht stimmte. Nur so erhielt er den Job. Das gibt er heute zu. Geffens Drang nach oben war gross. Während seine Kollegen Briefe verteilten, traf er den Agenturchef zum Essen. Dieser war von Geffens ungezügelm Ehrgeiz beeindruckt. Geffen wurde Musikagent.

«Wir sind in einem Haifischbecken. Wir brauchen einen Hai, der sich um uns kümmert.»

Ende der sechziger Jahre entdeckte er Laura Nyro. Mit der Sängerin wagte er ein erstes eigenes Unternehmen, das ihm nicht viel später Millionen einbringen sollte. Er vertrat Nyro zwar weiterhin als Agent für William Morris. Aber Geffens neugegründete Firma Tuna Fish, ein winziger Musikverlag, behielt die Veröffentlichungsrechte von Nyro. Beide waren je zur Hälfte an der Firma beteiligt. Als drei von Nyros Songs, gesungen von anderen Interpreten, in den Top Ten der Hitparade waren, verkaufte Geffen Tuna Fish dem renommierten Musiklabel CBS für drei Millionen Dollar. Nyro und Geffen wurden Millionäre. Im Alter von 26 Jahren hatten sich Geffens Ge-



Spendierfreudig: Milliardär Geffen.

spür für Talente und sein genialer Geschäftssinn zum ersten Mal ausgezahlt.

WG mit Joni Mitchell

Nächste Station: Los Angeles. Elliot Roberts, ein befreundeter Agent von Geffen, wollte aus den Musikern David Crosby, Stephen Stills und Graham Nash eine Band formen. Sie steckten aber in Verträgen mit unterschiedlichen Plattenfirmen. Roberts holte Geffen, der über die Jahre einen aggressiven Verhandlungsstil entwickelt hatte und die wichtigsten Leute der Labels persönlich kannte, als Co-Manager ins Boot. Geffen überwand die vertraglichen Hürden miraculös. Dank des Einflusses seines Freundes Ahmet Ertegun gelang es ihm etwas später sogar, Neil Young zu verpflichten. So entstand eine der ersten Supergroups: Crosby, Stills, Nash & Young.

Crosby hatte grosse Zweifel, ob David Geffen der richtige Manager sei, weil er in ihm bloss einen skrupellosen Geschäftsmann sah, der es nur aufs Geld abgesehen hatte. Stills überzeugte ihn mit folgendem Satz: «Wir sind in einem Haifischbecken. Wir brauchen einen Hai, der sich um uns kümmert.» Mit David Geffen fanden sie den Killerhai, der den anderen um Längen voraus war.

Geffen begriff den Zeitgeist wie kaum einer. Er hatte verstanden, dass zwischen den sensiblen Musikern, die ihre Songs immer öfter selber schrieben, und den Plattenfirmen ein Vakuum entstand. Die Angst, von den Mächtigen über den Tisch gezogen zu werden, war gross. Hier setzte Geffen an. Selber ein grosser Musikliebhaber, baute er eine Brücke zwischen Hippie-Kultur und Geschäft.

Er war fast einer von ihnen. Joni Mitchell nahm er als WG-Bewohnerin auf, als es ihr schlecht ging. Sie widmete ihm den Song «Free Man in Paris» als Erinnerung an ihren gemeinsamen Urlaub in Frankreich (sie waren kein Paar). Er machte mit den Musikern, die er managte, keine Verträge, das hätte sie bloss abgeschreckt. Wenn er Talente erspähte und unter seine Fittiche nahm, bezahlte er ihnen die Wohnung und den Lebensunterhalt, damit sie sich auf die Musik konzentrieren konnten. Das kostete ihn Hunderttausende von Dollars.

«Alle schauten mich verwundert an»

Unterdessen, 1971, hatte er zusammen mit Elliot Roberts das erste ernstzunehmende Independent-Label, Asylum Records, gegründet. Mit dem Label stellte der weitsichtige

Geffen sicher, dass er, während sich seine Talente im Marihuananebel verwirklichten, den Durchblick und die finanzielle Kontrolle über die Musik behielt. Asylum Records war sehr erfolgreich. Die Firma hatte Musiker wie Joni Mitchell, Linda Ronstadt, Jackson Browne und später Bob Dylan unter Vertrag. Aber Asylums Cashcow waren die Eagles. «Their Greatest Hits (1971–1975)» wurde in Amerika hinter Michael Jacksons «Thriller» zum bestverkauften Album des 20. Jahrhunderts.

Geffen war es, der nach nur vier Eagles-Alben eine «Best of»-Platte vorschlug. «Alle schauten mich erstaunt an», erinnert er sich. Auch die Gründung der Band geht auf sein Konto. Er hatte das spätere Eagles-Mitglied Glenn Frey überzeugen können, seine Karriere nicht solo, sondern mit einer Band zu starten. So kamen die Eagles zusammen.

Die Künstler-Manager-Harmonie endete jäh, als Geffen Asylum Records an Warner Communications verkaufte. Der von Geffen eingefädelt Deal brachte ihm und seinem Geschäftspartner Elliot Roberts je zwei Millionen Dollar in bar und je fünf Millionen Dollar in Warner-Aktien ein. Viele Asylum-Musiker – die jetzt bei einem Grosskonzern unter Vertrag waren – fühlten sich hintergangen. Einige fanden, Geffen habe zu viel verdient – und sie zu wenig.

Selber ein grosser Musikliebhaber, baute Geffen eine Brücke zwischen Kunst und Geschäft.

Geffen stellte sich auf den Standpunkt, er habe die Musiker unterstützt, als sie nichts hatten – und als sie gemerkt hätten, dass auch er dank ihnen viel Geld verdiene, seien sie auf ihn losgegangen. Es floss böses Blut. Später lieferten sich Geffen, Eagles-Kopf Don Henley und Neil Young jahrelange Rechtsstreite. Die epische Fehde mit seinem härtesten Konkurrenten, dem Creative-Artists-Agency-Gründer und späteren Disney-Präsident, Michael Ovitz, wird in Hollywood «der hundertjährige Krieg» genannt.

Bruchlandung beim Film

Für zwischenzeitliches Spektakel sorgte auch Geffens Liebesleben. Nebenbei eröffnete er zusammen mit Partnern 1973 den «Roxy»-Klub am Sunset Boulevard in Los Angeles, wo die Musiker seines Labels auftreten konnten. Bei der «Roxy»-Eröffnung lernte er Superstar Cher näher kennen. Geffen verliebte sich Hals über Kopf in die Sängerin, und sie war ebenfalls von ihm angetan. Cher: «Er war der liebenswerteste Boyfriend der Welt.» Geffen: «Die Beziehung mit Cher war das fantastischste High, das ich je erlebt habe.»

In Geffens Umfeld rieb man sich die Augen, da alle glaubten, er sei homosexuell. Das stimmte zwar, doch sein Coming-out hatte er erst spä-



«Das fantastischste High, das ich je erlebt habe»: Musikmanager Geffen, Superstar Cher, 1983.

ter. Jenen, die ihm die Beziehung nicht abnahmen, sagte er gemäss seinem Biografen Tom King: «Ich habe unzählige Male mit ihr geschlafen.» Knapp zwei Jahre lang waren Cher und Geffen ein Herz und eine Seele. Er wollte sie heiraten, doch sie wollte nicht. Sie lernte Gregg Allman kennen und heiratete ihn.

Nach dem Verkauf von Asylum Records kam Geffen seinem grossen Traum, Studioboss zu werden, ein bisschen näher: Er wurde Vizepräsident der Warner-Bros.-Filmstudios. Mit seiner unverfrorenen Art stiess er in Hollywood jedoch manchen vor den Kopf. «David Geffen ist konstant und gnadenlos ehrlich», sagte



© Esatour

Exklusive Kulturreise «Mailänder Scala» Viva l'opera!

«Aida» gilt als eine der bedeutendsten Opern des 19. Jahrhunderts. Auf unserer exklusiven Leserreise vom 2. bis 4. Juni 2018 erleben Sie Verdis Meisterwerk im legendären Teatro alla Scala in Mailand. Sie logieren im 5-Sterne-Traditionshotel «Principe di Savoia» im Stadtzentrum. Opernherz, was willst du mehr?

Was wäre die Oper ohne Giuseppe Verdi? Mit Werken wie «Nabucco», «La Traviata», «Rigoletto» oder «Aida» zählt der Italiener zu den grössten Komponisten überhaupt. Die 3-tägige Reise führt uns nach Mailand, in jene glanzvolle Metropole, in der Verdi lange lebte und auch begraben wurde. Hier geniessen Sie mit allen Sinnen und auf höchstem Niveau: seien es die kulinarischen Köstlichkeiten der lombardischen Küche, das einmalige Flair rund um den Dom und die Via Monte Napoleone oder – als Krönung – die unvergessliche Inszenierung in der Scala mit ihrer unvergleichlichen Akustik.

Programm (Auszug):

1. Tag: Samstag

- Flug Zürich–Mailand oder eigene Anreise
- Spaziergang «Auf den Spuren von Verdi»

- Zeit zum Bummeln und Shoppen
- Exklusives Welcome-Dinner

2. Tag: Sonntag

- Spaziergang durch das Kanalviertel Navigli
- Mittagessen in einer lebhaften Trattoria
- Besuch des Doms und des Scala-Museums
- Verdis «Aida» in der Scala (Regie: Franco Zeffirelli)

3. Tag: Montag

- Spaziergang «Quadrilatero d'oro della moda», Via Monte Napoleone, Via Manzoni, Via della Spiga und Corso Venezia
- Lunch mit regionalen Spezialitäten
- Rückflug bzw. eigene Rückreise

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub



Platin-Club-Spezialangebot

Platin-Club-Spezialangebot Kulturreise «Mailänder Scala»

Reisetermin:

2. bis 4. Juni 2018

Leistungen:

- Flug Zürich–Mailand–Zürich (inkl. Gebühren)
- 2 Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im 5-Sterne-Hotel «Principe di Savoia»
- 1 Welcome-Dinner, 1 Mittagessen, 1 Lunch
- Spaziergang «Auf den Spuren von Verdi»
- Rundgang «Navigli»
- Besuch Mailänder Dom und Scala-Museum
- «Aida»-Vorführung (Loge Kategorie 1)
- Spaziergang «Quadrilatero d'oro della moda»
- Qualifizierte deutschsprechende Reiseleitung

Preis:

- Mit Abonnement: ab Fr. 1980.– (p.P. im DZ)
- Ohne Abonnement: ab Fr. 2280.–
- Einzelzimmerzuschlag: Fr. 450.–
- Ermässigung bei eigener Anreise: Fr. 300.–

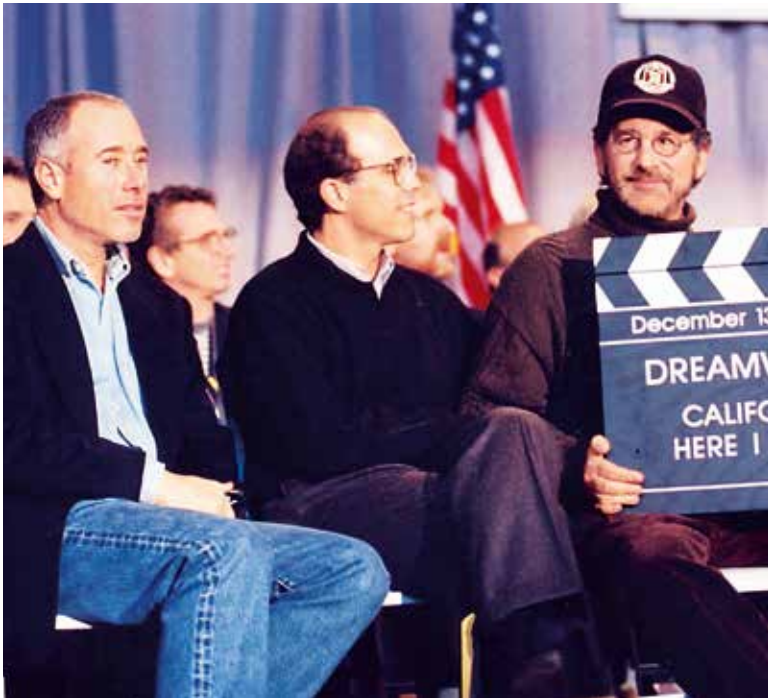
Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



Wie von Gottes Hand: Studiogründer Geffen (l.), Katzenberg, Spielberg, 1995.



Erst um drei Uhr nachts: Rockband Guns N' Roses, 1991.

Tom Hanks einmal bewundernd. Geffens Engagement als Vizechef bei Warner Bros. dauerte bloss ein knappes Jahr, dann war er seinen Posten wieder los. Das Wunderkind der Plattenindustrie hatte in Hollywood eine Bruchlandung erlitten. Zumindest vorläufig. Da er sich für mehrere Jahre verpflichtet hatte, musste er bei Warner noch vier Jahre absitzen. Tatenlos war Geffen auch in dieser Zeit nicht: Er investierte erfolgreich in kalifornische Immobilien und hielt an der Spitzenuniversität Yale gutbesuchte Vorlesungen über das Musikgeschäft und das Kulturmanagement.

Mit der Gründung von Geffen Records setzte er sich dann aber ein Denkmal. 1980 handelte er mit Warner einen Vertrag von unschätzbarem Wert aus: ein über fünf Jahre dauerndes Joint Venture (es wurde später verlängert), in dem Warner alle Kosten deckte. Den Gewinn teilten sie sich zu fünfzig Prozent, Warner und Geffen waren je zur Hälfte beteiligt. Zudem wurde Geffen die volle Kontrolle über die Veröffentlichungsrechte zugesprochen. Geffen Records konnte von nun an ein Plattenlabel betreiben, Filme und Musicals produzieren.

Wie von Gottes Hand geführt, reüssierte Geffen in allen Feldern. Sogar beim Film klappte es jetzt. Er produziert die Komödie «Risky Business» (1983), mit der Tom Cruise der Durchbruch gelang, und den Hit «Interview with the Vampire». Dem Broadway bescherte er die Weltsensation «Cats», wofür er einen Tony, die höchste Theaterauszeichnung der USA, erhielt. Die beiden grössten musikalischen Coups landete Geffen Records mit Guns N' Roses und Nirvana. Für Guns N' Roses griff Geffen selbst zum Hörer und intervenierte bei MTV, da der Sender keinen Hardrock spielen wollte. MTV-Boss Tom Freston liess

sich von Geffen überzeugen, das Musikvideo «Welcome to the Jungle» zu bringen – ausnahmsweise und erst um drei Uhr nachts. Die Single schlug ein wie eine Bombe. Das Album «Appetite for Destruction», das bereits seit zehn Monaten in den Läden lag, schoss auf Platz eins der Hitparade.

Auch Geffen schaffte es auf eine Bestenliste. *Forbes* führte den 45-Jährigen im Oktober 1988 mit einem Vermögen von 240 Millionen Dollar unter den 400 reichsten Amerikanern auf.

Grosser Einsatz für Clinton

Als er seine Firma 1990 an MCA Music Entertainment (später Universal Music Group) verkaufte, bezeichneten die Medien Geffen als «reichsten Mann Hollywoods». 660 Millionen Dollar hatte ihm der Handel eingebracht. Er kaufte sich einen Privatjet und erwarb die Villa von Hollywoodmogul Jack Warner in Beverly Hills. Als er hörte, dass sein guter Freund, der Modedesigner Calvin Klein, in Not war, ret-

Die Fehde mit seinem härtesten Konkurrenten wird in Hollywood «der 100-jährige Krieg» genannt.

tete er ihn vor dem finanziellen Ruin. Er sanierte dessen Unternehmen, beriet Klein strategisch und gab ihm kreative Anstösse: Die berühmte Werbekampagne mit Mark Wahlberg war Geffens Idee.

Nicht einmal in der Politik versagte sein Sieger-Instinkt. Geffen war 1991 und 1992 einer der grosszügigsten Unterstützer des späteren Präsidenten Bill Clinton im Wahlkampf gegen George Bush. Die Politik des Demokraten im Weissen Haus enttäuschte Geffen aber, und er wandte sich von ihm ab. Als Hillary Clinton

2008 in den Vorwahlen gegen den damals noch unbekannteren Barack Obama antrat, setzte sich Geffen intensiv für Obama ein.

Rund sechzig Jahre lang hatte es niemand gewagt, ein grosses Hollywoodstudio zu gründen. David Geffen änderte das. Zusammen mit Steven Spielberg und Jeffrey Katzenberg rief er 1994 Dreamworks ins Leben. Mit 51 war er endlich Studioboss. Bald darauf verschaffte sich Dreamworks mit Produktionen wie «American Beauty», «Saving Private Ryan» und «Shrek» Respekt.

Neubau von Zumthor

Dreamworks war für Geffen die Krönung einer atemberaubenden Karriere, während deren er vom einfachen Angestellten der Briefabteilung einer Künstleragentur zu einem der einflussreichsten Amerikaner aufstieg. Sein Vermögen wird heute auf 8,1 Milliarden Dollar geschätzt.

In letzter Zeit machte Geffen vor allem mit grossen Spenden von sich reden. Unter anderem unterstützte er die University of California School of Medicine mit 200 Millionen Dollar. Die letzte Meldung über den Philanthropen Geffen, der am 21. Februar seinen 75. Geburtstag feierte, stammt vom November 2017: Der Kunst-Fan investiert 150 Millionen Dollar in einen Neubau auf dem Gelände des Los Angeles County Museum of Art. Der berühmte Schweizer Architekt Peter Zumthor plant den Bau.

Tom King: *The Operator – David Geffen Builds, Buys, and Sells the New Hollywood.* Broadway. 688 S., Fr. 19.90

Nicole Laporte: *The Men Who Would Be King: An Almost Epic Tale of Moguls, Movies, and a Company Called DreamWorks.* Mariner. 491 S., Fr. 34.90



Die Bibel

Rassismus und Nachsicht

Von Peter Ruch

Wem viel gegeben wurde, von dem wird viel gefordert werden; und wem viel anvertraut wurde, von dem wird man umso mehr verlangen (Lukas 12, 48). Nicht alle bekommen gleich viel mit. Das gilt für die Klugheit, für die materiellen Güter wie auch für die Lernfähigkeit. Von denen, die gut ausgerüstet sind, dürfen wir mehr erwarten. Andererseits gehört es zu den wichtigsten humanitären Errungenschaften, von mittellosen Menschen weniger Steuern einzuziehen, an Leute mit geringer Intelligenz tiefere Anforderungen zu stellen und an geistig oder körperlich Behinderte andere Massstäbe anzulegen, nötigenfalls für sie zu sorgen. Das Evangelium bringt diese Grundlagen einer menschenfreundlichen Gesellschaft in mehreren Facetten zum Ausdruck, etwa bei der Spende der Witwe (Lukas 21) oder im Gleichnis von den Talenten (Lukas 19). Auch der Umkehrschluss ist richtig: Verlangen wir von jemandem gar nichts, dann ersparen wir ihm zwar Strapazen, sagen ihm jedoch zugleich Schwäche, Beschränktheit oder Behinderung nach. Das geschieht bei Migranten. Viele bieten nicht Hand zu Integrationsbemühungen wie etwa Sprachkurse und wollen bloss profitieren. Das Problem liegt beim Gastland, welches solche Verweigerungen hinnimmt. Gesteht man ihnen zu, was man einem Einheimischen niemals durchlassen würde, so wird offenbar ihre herkömmliche Kultur oder ihre Hautfarbe oder beides als Beschränktheit eingestuft. Eine solche Herabsetzung ist rassistisch.

Entsprechende Wegmarken setzte schon vor über zwölf Jahren der Altmeister des Antirassismus, Georg Kreis, als er wiederholt behauptete, die Leugnung des Armeniergenozids durch die Türken im Jahr 1915/16 sei nicht rassistisch. Vermutlich war er der Ansicht, den Türken könne man den Armeniermord nicht übelnehmen, weil sie etwas meschugge seien. Auch diese pauschale Herabsetzung ist rassistisch. Fazit: Schenken Sie den Antirassismus-Seilschaften nicht zu viel Beachtung. Seien Sie mit den Menschen freundlich, und nehmen Sie sie ernst (Philipper 4,5). Das genügt.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



«Fahr nass weiter»: Eiskunstläuferin Harding (Margot Robbie).

Kino

Wutbürgerin on Ice

«I, Tonya» ist die zuweilen satirisch boshafte Rekonstruktion des legendären Sportskandals um die Eiskunstläuferin Tonya Harding. Der Film zur richtigen Zeit. Von Wolfram Knorr

Es gibt Anfänge, die reissen so suggestiv in eine Handlung, eine Lokalität, eine Stimmung, dass der Zuschauer erst nach einer Weile zu sich und in eine Distanz zum Geschehen auf der Leinwand kommt – oder noch viel später, am Ende des Films. Den ersten Akzent in «I, Tonya» setzt eine rasante, pseudodokumentarische Abfolge von Statements, die ruck, zuck das Klima von Kitsch und Vulgarität zum Brodeln bringen, in dem sich die berüchtigte amerikanische Eiskunstläuferin Tonya Harding bewegte. In die Geschichte des Sports ist sie eingegangen, weil ihr Ex-Mann einer Konkurrentin im Jahre 1994 das Knie zertrümmern liess. Der fulminante Einstieg fackelt nicht lange herum, sieht im Sport nur Egozentrik und Rücksichtslosigkeit. Wer in diesen Tornado mit edlen Absichten gerät, wird von der Fliehkraft sofort wieder hinausgeschleudert. Im Fall Harding wurde mit einem Totschläger nachgeholfen, um die schärfste Konkurrentin, Nancy Kerrigan, aus dem Feld zu schmeissen.

«I, Tonya» von Craig Gillespie («The Finest Hours») und Autor Steven Rogers (das Buch war auf der Liste der besten unverfilmten Ideen Hollywoods) ist das mit Abstand sarkastischste, ungeschminkteste und mit satirischem Biss überhöhte Biopic über eine Sport-

lerin, die mit Sport nie etwas am Hut hatte, sondern auf dem Eis einfach nur gewinnen wollte. Sie hatte nie etwas anderes gelernt, da ihre Mutter, eine geschiedene, vulgäre, kampfeilige Megäre (Allison Janney), sie von klein auf aufs Eis gejagt hatte. Als der kleinen Tonya der Urin die Strumpfhose herunterläuft und sie aufs Klo will, blafft die Alte, mit Zigarette im Mund: «Fahr nass weiter.» Mit dem Alter wird sie immer besser, zur Virtuosin auf dem Eis, aber auch grossspurig bis zur Flegelhaftigkeit. Der 21-Jährigen gelang als erster Amerikanerin und als zweiter Frau überhaupt ein dreifacher Axel, eine der allerschwierigsten Übungen – und trotzdem zog man ihr Nancy Kerrigan vor. Tonya vermutete ihre Redneck-Wurzeln als Ursache, andere erkannten den Nachteil in ihrem wenig eleganten Stil.

Gillespie und Rogers entfachen mit rasanten Rückblenden und nachgestellten Interviews Wirbeleien auf dem Eis, Liebesszenen und Prügeleien mit dem Gatten und Keifereien mit der Schreckensfregatte von Mutter. Ein emotionaler Hochofen, aus dem Gossenaggressivität und Wutbürger-Elan lodern. Tonya, umwerfend verkörpert von Margot Robbie («Suicide Squad»), zwischen Labilität und Ruppigkeit lavierend, knallhart und rotzfrech, verzweifelt und unsicher, in Hinter-



des Weissen Hauses die Veröffentlichung untersagte, landete das Dokument bei der *Washington Post*. Die Verlegerin Kay Graham (Meryl Streep) und ihr Chefredaktor Ben Bradlee (Tom Hanks) standen vor einem Dilemma: veröffentlichen oder nicht? Es ging nicht nur um drohende Haftstrafen, sondern auch um die Banken. Graham war gerade mit ihrem Blatt an die Börse gegangen und wurde von ihrem Verwaltungsrat dringend gebeten, auf die Veröffentlichung zu verzichten – Gründe dazu lieferte ihr auch die eigene grossbürgerliche Perspektive (ausserdem war sie mit Robert McNamara, dem Verteidigungsminister, befreundet).

Doch am Ende setzte sie sich gegen die Männerphalanx durch und liess drucken. Mag sein, dass sich das anders abgespielt hat, aber wie Spielberg die komplett männerdominierte Zeit ins Bild bringt, diesen feudalen Herrenklub der Riten und Usanzen, Überheblichkeiten und Jovialitäten, das ist meisterlich und schafft Spannung durch die Montage von hemdsärmeligen Zeilenmalochern und Herrensneider-Bankern und -Juristen. Am Ende allerdings wird Spielberg in seiner Pressefreiheits hymne dann doch zu pathetisch und traktathaft. ★★★★★

wändler-Flitter aufgedonnert zur *femme vulgaire*, ist das Opfer einer Unterschicht, die nach oben will, umgeben von roher Strunzdummheit, die in das jämmerliche Attentat schlittert. Bis heute ist nicht definitiv geklärt, ob sie den Ex-Mann anstiftete (wie er behauptet hat) oder ob sie (ihre Behauptung) nichts davon wusste. Mitte der neunziger Jahre wurde sie als «Eishexe» gebrandmarkt und zu einer hohen Geldstrafe verurteilt. In einem der nachgestellten Interviews bekennt sie: «Gewalt? Ich kenne nichts anderes.» Gillespie schildert mit ätzendem Biss die *white trash*-Rohheit, die den Film politisch zu einer Satire über Trump-Fans macht. Einmal sagt die Mutter: «Du solltest mir dankbar sein. Ich habe dich zur Kämpferin gemacht. Mit Nettsein erreichst du einen Scheiss.» ★★★★★



Sie liess drucken: Hanks (l.), Streep in «The Post».

Knorrs Liste

1	The Shape of Water Regie: Guillermo del Toro	★★★★★
2	Longing Regie: Savi Gabizon	★★★★★
3	Three Billboards Outside ... Regie: Martin McDonagh	★★★★★
4	All the Money in the World Regie: Ridley Scott	★★★★☆
5	The Florida Project Regie: Sean Baker	★★★★☆
6	Phantom Thread Regie: Paul Thomas Anderson	★★★★☆
7	Criminal Squad Regie: Christian Gudegast	★★★★☆
8	Darkest Hour Regie: Joe Wright	★★★★☆
9	Black Panther Regie: Ryan Coogler	★★★★☆
10	L'amant double Regie: François Ozon	★★★★☆

Jazz

Die Saxofon-Lyrik des John Surman

Von Peter Rüedi

Ist dies noch Jazz? John Surman, dieser I grosse lyrische Sänger des Saxofons (des Bariton- und des Sopran-Formats zumal, neben der Bassklarinette), hat sich mit dem brasilianischen Pianisten Nelson Ayres und dem US-amerikanischen Vibrafonisten und Marimbaspielder Rob Waring (er lebt wie der Brite Surman heute in Norwegen) zu einem Trio vereinigt, das eine Musik spielt, die fast zu schön ist, um wahr zu sein: weite Klangfelder, über denen der obsessive Melodiker Surman magisch intensive Melodiebögen zieht. *Jazz or not? Surman couldn't care less.*

Dass diese Musik, die ohne Rhythmusgruppe auskommt, jazzmässig in ein Grenzland vorstösst, muss Surman selbst bewusst gewesen sein, wenn er sich in den *liner notes* so zitieren lässt: «In seinen Ursprüngen schon, zu Beginn des letzten Jahrhunderts, war der Jazz eine Art Weltmusik, mit afrikanischen Einflüssen, mit kreolischen Einflüssen, spanischen Einflüssen und anderen. Aus diesem Schmelztopf entstand ein robuster musikalischer Stil, der sich immer mehr ins Komplexe entwickelte. Nach dem Bebop weitete sich das wieder sehr aus, indem der Jazz viele neue Einflüsse absorbierte. Ich denke, da stehen wir heute, mit Raum für viele verschiedene Ausdrucksformen.» Doch schütten wir das Kind nicht mit dem Bade aus: Jazz bleibt noch vieles an diesem Trio, das vielleicht dem einen oder anderen neuen Wilden zu harmonisch klingt, zu wenig klirrend oder spannungsgeladen.

Die Spannung liegt hier, wie bei allen brasilianischen und keltischen Göttern, im Detail: im ungemein subtilen Zusammenspiel der drei Hymniker – und im Wie ihres Spiels mehr als im Was. Surman namentlich war immer schon ein Sound-Skulpteur, einer, der am Klang seiner Saxofone als solchem arbeitete, bis dieser so hart war und verdichtet, dass er die ganze Individualität seines Urhebers ausdrückte. Auch wenn der nichts als die Tonleiter spielen sollte (womit sich Surman denn doch nie begnügte). So ist eine fabelhaft dichte, aber gleichzeitig warme, «bewohnbare» Musik entstanden, bis auf ein Stück von Ayres ausnahmslos von Surman geschrieben.



John Surman
(Nelson Ayres, Rob Waring):
Invisible Threads.
ECM 2588

Meine drei verrückten Tage in Hollywood

Dank einer überraschenden Einladung des Schweizer Filmproduzenten Arthur Cohn durfte ich vor ein paar Jahren hautnah miterleben, was vor, während und nach der Oscar-Verleihung in Los Angeles alles geschieht. *Von Kurt Aeschbacher*

Der Anruf kam aus heiterem Himmel, und ehrlich gesagt, traute ich der Sache zuerst nicht so recht. Gut zwei Wochen vor der Oscar-Verleihung – ich stand gerade mitten in den Proben für meine Sendung – rief mich Arthur Cohn an und brummelte irgendetwas von «gemeinsam an den Oscar» in den Hörer. Nun, Arthur ist bekannt für Überraschungen. Er verwöhnt seine Freunde jedes Jahr mit irgendetwas Unerwartetem: einem raffinierten Wecker, einem aussergewöhnlichen Kinderkalender, einer Tischuhr. Auf sein Basler Spezialitätenkonto gehen bei mir zwei Kilo Übergewicht, die mich jeden Morgen an ihn erinnern. Regelmässig steht sein Fahrer mit einer unverschämten feinen St-Honoré-Torte aus Basels bester Confiterie vor meiner Haustür. «Mit herzlichen Grüssen von Herrn Cohn». Ich meinte lange, ich sei der Einzige, den er so überrascht. Aber Arthur muss ganze Brigaden von Pâtisseries beschäftigen, wenn ich höre, wer alles von ihm verwöhnt wird. Und trotzdem habe ich das Gefühl, ich sei der Einzige.

Aber jetzt grad eine Einladung von einem sechsfachen Oscar-Gewinner an dieses Rendez-vous der Eitelkeiten – das hat mich schlicht aus den Schuhen gehauen. Kaum war ich zu Hause, lag ein gescannter Brief in meiner Mailbox. Absender: Concierge Hotel «Beverly Hills» (Arthur ist noch alte Schule, korrespondiert grundsätzlich handgeschrieben und lässt seine Briefe dann elektronisch übermitteln). Darin der Marschbefehl. Nun gab's auch für mich kein Zurück mehr. Agenda umorganisieren, Flug buchen und ab die Post.

Am Abend vor der grossen Sause, eine Stunde nach meiner Ankunft, sass ich mit Arthur und Mrs Mercado, seiner Assistentin in Los Angeles, im Grillrestaurant des Hotels und nahm den Fahrplan für die kommenden Tage entgegen. Zu meinen, ich könne nun einfach ein wenig in Los Angeles rumhängen, um dann am Sonntag ins Dolby-Theater zu pilgern, war grundfalsch. Wenn Arthur plant, dann intensiv. Das Leben sei zu kurz, um es planlos vorbeiziehen zu lassen, ist die Devise dieses Mannes, der ein gutes Dutzend Filme produziert und einige intensive Jährchen auf dem Buckel hat.

Beim Hellscher der Prominenz

Also ging's zuerst mal in die Universal Studios auf eine sechsstündige VIP-Tour, um mich richtig auf Hollywood einzustimmen. Auf einem Areal, so gross wie eine Schweizer Kleinstadt, taucht man ein in knappe hundert Jahre

Filmgeschichte: vom Hitchcock-Bungalow zur «Psycho»-Kulisse, entlang der Häuserzeile der «Desperate Housewives», hinein in die Welt der Simpsons per 3-D-Ride, rüber zur verrückten Stuntshow rund um «Waterworld» und via Originalfilmset «Zurück in die Zukunft». Und ich ziemlich groggy zurück in der Gegenwart, am Znacht im legendären Hotel «Bel-Air». Auf dem Tisch Wolfgang Pucks Luxuspizza mit Kaviar, am Nebentisch all die Gesichter, die ich sonst nur auf der Leinwand bestaune und die uns freundlich zunicken: «Hallo Mr Cohn.» Und ich daneben, mit tellergrossen Augen am Staunen.

Und wer meint, der Sonntag sei ganz dem Oscar gewidmet, liegt falsch. Arthur zieht noch ein paar weitere Trümpfe aus seiner Wundertüte. Da geht's zuerst in seine Hotel-suite. Dort steht Doktor Fu-Tian Zhu parat und malträtiert meine Füsse. Doktor Zhu, der in Schanghai eine Arztpraxis betrieb, weiss, wo mich der Schuh drückt, beziehungsweise warum und wo meine Energie nicht richtig fliesst, und kneift mir den Jetlag aus den Knochen. Nachdem ich von der erfrischenden Tortur auferstanden bin, steht mir eine kurze Taxifahrt später eine denkwürdige Session bei Mr John Farahi bevor. Mr John sagt der ganzen Hollywood-Prominenz die Zukunft voraus. Ich bin total baff über das, was er über meine Vergangenheit, meine sonstigen Knörze weiss, und vor allem, wie erstaunlich konkret er meine kommenden Jahre sieht.

Trotz den prophezeiten guten Aussichten stürzte ich mich ein wenig *verhüschet* in den Smoking und subito in den Rolls, der uns zum roten Teppich bringen soll. Allerdings muss-

Es lag ein gescannter Brief in meiner Mailbox. Absender: Concierge Hotel «Beverly Hills».

ten wir vorher noch rasch eine neue Fliege für Arthur besorgen, denn seine liess sich partout nicht befestigen. Die Fahrt zu den Oscars ist dann eine Art Hindernisrennen in einer unendlich langen, stehenden Kolonne von Luxuslimousinen, gespickt mit unzähligen Polizeikontrollen. Da kommen auch Shirley McLaine und Meryl Streep in der Wagenreihe neben uns nicht drum herum. Vor der Terrorangst sind alle gleich. Das ändert dann ziemlich rasch am roten Teppich. Da gibt es VIPs erster Klasse und den VIP-Plebs. Oder anders

gesagt: links breiter roter Blitzlicht-Teppich und rechts Plebs-Gedränge. Wir versuchten es links, ich mit dem Ratschlag von Jennifer Lopez im Kopf: «Don't worry, there is just a billion people watching you.» Aber ich glaube, es hat mich niemand gesehen. Dafür kam Eddie Redmayne auf uns zu, umarmte Arthur, der ihm in seinem Film «The Yellow Handkerchief» («Das gelbe Segel») seine erste Filmrolle gab, und erzählte, wie aufgeregt er sei. Ein paar Stunden später stand er dann auch prompt als bester Schauspieler auf der Bühne und wurde von Cate Blanchett verknutscht.

Ein paar Worte mit John Travolta

Die Verleihung selbst zieht sich dann eher in die Länge. Und die Prominenz verzieht sich in die Gänge. Bis all die inflationären Oscars für bestes Make-up, bestes Kostüm oder besten Ton verteilt sind, kann auch der Präsentator trotz einem Unterhosenauftritt à la Birdman die Show nicht am Kochen halten. Immerhin hatte die Academy den Mut, einen schwulen Präsentator mit adoptierten Kindern mit dieser Aufgabe zu betrauen. Allerdings litt auch er etwas unter der Oscar-Krankheit und war nicht besonders entspannt. Überhaupt hatte man das Gefühl, dass sich Hollywood eher an die Vergangenheit klammere und drum die gute alte Zeit beschwor, als dem Kino noch die Welt gehört hatte. Das illustrierte auch das Lady-Gaga-Medley aus «Sound of Music», einem fünfzigjährigen Film mit Julie Andrews, die dann prompt mit Tränen auf der Bühne stand. Hübsch. Immerhin zeigten die tätowierten Unterarme von Lady Gaga, dass wir im 21. Jahrhundert sind.

Mindestens gab es noch ein paar zeitgemässe kritische Töne bei den Dankesreden und nicht nur die Mercis an die Grossmutter, den Pizzalieferanten oder den Familienhund. Graham Moore erzählte, dass er sich mit sechzehn hatte umbringen wollen, weil er so anders gewesen war als all seine Kollegen, und rief auf zum Mut, sich selbst zu bleiben. J.K. Simmons appellierte an die Jungen, mit ihren Eltern zu reden und nicht nur SMS zu schicken. Neben viel Black Power verlangte Patricia Arquette gleiche Löhne und Gleichberechtigung für Frauen auch im Filmbusiness.

Dieses Jahr wird es wohl bei den Oscars mit oder ohne schwarze Roben einige träfe Spitzen rund um all die Grabscher in diesem Business der gegenseitigen Abhängigkeiten geben. Fragt sich bloss, ob sich dann im kommenden



Ein paar weitere Trümpfe: Produzent Cohn, Moderator Aeschbacher.



Umarmung: Schauspieler Redmayne.



Smalltalk: Superstar Travolta.



Stauen hinter Kordeln: amerikanische Medien im Oscar-Fieber.

Jahr plötzlich unterdrückte Männer gegen die geballte #MeToo-Ladung der Damen auflehnen...

Wie auch immer: Viereinhalb Stunden später machten wir uns bei strömendem Regen vom Dolby-Theater auf den Weg an die *Vanity Fair*-Party. Das war dann tatsächlich der *place to be*. Die After-Partys schienen der anwesenden Prominenz fast wichtiger zu sein als die Verleihung selbst. Der rote Teppich war jedenfalls gerammelt voll mit all den Stars, die bei der Verleihung noch nicht richtig zur Geltung gekommen waren. Während ich staunend hinter den Kordeln all die frisch gemachten Gesichter im Blitzlichtgewitter bestaunte, überraschte mich Arthur Cohn ein weiteres Mal. Meryl Streep wollte sich partout nicht allein, sondern nur mit *her dearest friend* Arthur ablichten lassen. Dann rein ins Partygetümmel: Smalltalk mit John Travolta, wobei mich seine eigenartige Haarpracht etwas irritierte. Ein neugieriger Blick auf Dakota Johnson im sündig roten Sexfummel, ein zugeworfenes «Gratuliere für den Oscar» an Julianne Moore und

dieses flüchtige Gefühl, für einen kurzen Moment dazuzugehören.

Ich bin längst wieder voll in den biedereren helvetischen Alltag abgetaucht. Merci, lieber Arthur, für diese abenteuerliche Reise durch deine Welt. Aber, wenn ich es mir genau überlege, passen die meisten der ausgezeichneten Filme – und das wird auch dieses Jahr so sein – gar nicht in deine Welt. Die Geschichten, welche du uns erzählst, zwingen uns zum Nachdenken, sehen in uns nicht bloss Zuschauer, sondern Mitdenker. Ich glaube, du spiegelst in deinen Produktionen immer auch eigene Hoffnungen, die deine ganz persönliche Lebensgeschichte reflektieren. Diese Suche nach der Antwort auf die Fragen, was Menschen verbindet, weshalb Beziehungen zerbrechen, was einen guten Vater ausmacht oder was das Leben überhaupt erst lebenswert macht.

Deine Produktionen kommen ohne Special Effects aus, ohne einen Schuss Sex, ohne das unumgängliche Marketing-Feuerwerk und ohne Gewaltszenen. Dein aktuelles Werk,

«The Etruscan Smile», das uns alle, auch den anderen Basler Grossmeister, Roger Federer, an einer Vorpremiere zu Tränen rührte, wird am 10. April in Berlin seine Weltpremiere feiern. Diese Versöhnung eines raubeinigen Schotten (von Brian Cox grossartig interpretiert) mit seiner Familie dank der Kraft der Liebe eines Grossvaters zu seinem Enkel. So lässt sich (nicht nur im Film) sogar der Tod mit einem Lächeln akzeptieren: dies mit dem Wissen, dass das Leben wohl ein Ende hat, Erfahrungen und Gefühle jedoch weiterleben. In der Erinnerung der Menschen, die einen umgaben, oder eben als meisterhafte Filme, wie du sie immer wieder realisierst.

Der siebte Oscar ist dir damit schon sicher – wenn nicht von der Film-Academy, dann von mir: für deine Freundschaft.

Kurt Aeschbacher ist Moderator der SRF-Talkshow «Aeschbacher».

Eine Frau steht ihren Mann

Dorothy Lawrence wollte mit eigenen Augen sehen, was im Ersten Weltkrieg an der Westfront geschah. Also liess sie sich die Haare scheren und zog als Mann in Uniform an die Front. Von Giles Milton

In der Khaki-Uniform und mit Dreck verspritzt, sah Soldat Denis Smith kaum anders aus als Tausende seiner kriegsmüden Kameraden. Sein knabenhaftes Gesicht und das kurzgeschnittene Haar gaben wenig zu reden bei denen, die an vorderster Front kämpften. Tatsächlich wusste niemand in der 51. Division der Royal Engineers (British Expeditionary Force), dass Soldat Smith ein aussergewöhnliches Geheimnis hütete.

Denn tatsächlich war er eine Frau: Dorothy Lawrence, die in die Schlacht gezogen war, um mit eigenen Augen zu sehen, was da geschah. Lawrence war somit die einzige Soldatin, die im Ersten Weltkrieg an der Westfront kämpfte.

Dorothy Lawrence' Geschichte begann bei Kriegsausbruch 1914 in Paris. Sie wollte unbedingt Kriegsberichterstatteerin werden, doch man sagte ihr, das sei Männersache und sie habe da nichts verloren. Entschlossen, Zeugin der blutigen Kämpfe im Norden Frankreichs zu werden, beschloss sie, sich als Soldat zu verkleiden und zur Front vorzudringen.

«Ich werde sehen, was ein gewöhnliches englisches Mädchen ohne Referenzen und Geld erreichen kann», schrieb sie.

Sie freundete sich in Paris mit zwei britischen Soldaten – die sie später als ihre «Khaki-Komplizen» bezeichnen sollte – und bat sie, ihr eine Uniform zu beschaffen. Sie waren einverstanden, und binnen einer Woche wurde Dorothy Lawrence mit Militärstiefeln, Khaki-Hose, -Hosenträgern, -Jacke, -Hemd



Nie schreckte sie vor etwas zurück: Soldatin Lawrence.

Scharfsinn fürs historische Detail



Der britische Historiker und Bestsellerautor Giles Milton, 52, schreibt an dieser Stelle wöchentlich eine Folge über «Mysterien der Weltgeschichte». Es sind herzzerreissende Tragödien und atemberaubende Einzelschicksale, aufgezeichnet mit einem Flair für das historische Detail. Miltons Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund, ist verheiratet mit einer Deutschfranzösin, Vater von drei Töchtern und Besitzer eines hochbetagten Hausen. www.gilesmilton.com

und -Wickelgamaschen ausgestattet. Doch wie sollte man ihre weibliche Figur verbergen? Sie wusste: Entdeckte jemand, dass sie eine Frau war, würde sie verhaftet und sofort nach Hause geschickt.

«Ich umwickelte mich wie eine Mumie mit Bändern und zog diese straff an.» Doch ihre weiblichen Formen blieben sichtbar, «und so stopfte ich den Rücken mit Watteschichten aus [...]. Nun sah man unter den Kleidern eine gedrungene, rundliche Figur mit einem eher kleinen Kopf und einem knabenhaften Gesicht obendrauf.»

Die Männer verhalfen ihr auch zu einem entscheidenden Reisedokument, das ihr erlaubte, bis nach Béthune zu gelangen, das direkt an der Frontlinie lag.

Da sie noch immer zu weiblich auszusehen befürchtete, liess sie sich von einem ihrer

Komplizen die Haare scheren und sich rasieren. «Vergeblich hoffte ich, knabenhafte Stoppeln würden wachsen», schrieb sie. Da sie immer schon etwas Jungenhaftes gehabt hatte, war sie enttäuscht, als nichts dergleichen geschah.

Um ihre Verkleidung zu vervollkommen, bevor sie an die Front reiste, bestrich sie ihr Gesicht mit einer dünnen Kaliumpermanganat-Lösung. So gebräunt und entschieden schäbig aussehend, machte sie sich auf zur Front.

Es war nicht einfach, in die Kampfzone zu gelangen. Mehrmals wurde sie von Offizieren angehalten, die wissen wollten, was sie so fern von ihrem angeblichen Regiment tue. Doch keiner von ihnen dachte je, sie könnte eine Frau sein.

Lawrence gelang es schliesslich, die Unterstützung eines Tunnelpezialisten, Sapper Tom Dunn, zu bekommen, der bei einer aus Lancashire stammenden Einheit der Royal Engineers Dienst tat. Sie gestand ihm ihr Geheimnis und bat ihn um Hilfe.

Ihre Kühnheit amüsierte Sapper Tom, und ihr Mut berührte ihn. Er und ein paar Kameraden beschliessen, ihr dabei zu helfen, aktiven Dienst zu leisten. Sie fanden ein Versteck für sie, wo sie sich tagsüber ausruhen konnte. Erst wenn es dunkel war, wagte sie sich mit anderen Pionieren hinaus, grub Tunnel unter den deutschen Linien durch und füllte sie mit Sprengstoff. Dieser wurde dann gezündet, und so wurden deutsche Gräben und Kontrollzentren in die Luft gesprengt.

Körperpflege war unmöglich, und bald war sie voller Läuse und Flöhe. «Jeder Zentimeter meines Körpers biss und juckte», schrieb sie, «und Flöhe sprangen in alle Richtungen.»

Solch schrecklichen Unannehmlichkeiten zum Trotz war sie am Untertunneln feindlicher Linien bald aktiv beteiligt. Granaten regneten auf sie herunter, aber nie schreckte sie vor etwas zurück. Der ihr am nächsten stehende Kamerad, Sapper Tom, war von ihrer Tapferkeit äusserst beeindruckt. Er beschrieb später, wie sie zehn Tage und Nächte hintereinander «360 Meter von der Frontlinie der *boches* unter Gewehrfeuer und Granaten ausgehalten» habe.

Das nicht nachlassende Feuer, die schlechte Nahrung und das verseuchte Wasser forderten rasch ihren Tribut. Lawrence erkrankte und fiel wiederholt in Ohnmacht. Da sie befürchtete, ihre List könnte entdeckt werden, sprach sie bei ihrem befehlshabenden Sergeanten vor und gestand ihm ihre Täuschung. Er verhaftete sie auf der Stelle unter dem Verdacht, eine Spionin zu sein.

Es folgten intensive Verhöre. Sechs Generale und zwanzig Offiziere waren an den Kreuzverhören beteiligt, konnten aber nicht mehr nachweisen, als dass sie eine Frau war, welche in der gefährlichen Welt der Männer mitmischen wollte.

Man zwang sie, eine eidesstattliche Erklärung zu unterschreiben, dass sie nie über ihre Geschichte schreiben werde. Danach wurde sie zurück nach London verschifft.

Lawrence schrieb schliesslich dennoch über ihre Abenteuer, und Sapper Tom unterschrieb seinerseits eine eidesstattliche Erklärung, dass die Geschichte wahr sei. Dennoch glaubte sie kaum jemand, und Dorothy Lawrence starb 1964 unbekannt.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:
Betrunkene auf der Titanic.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Ich habe mich als Chef in eine Angestellte verliebt. Soll ich sie ansprechen, oder riskiere ich damit in der Sexismus-Debatte meinen Job? Remo G., Bern

Liebesverhältnisse in Betrieben sind immer heikel – zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ganz besonders. Ich kenne eine grosse amerikanische Firma, die solche Beziehungen dienstvertraglich verbietet. Fliegt eine solche Liaison auf, haben beide – Mann und Frau – das Unternehmen zu verlassen, weil man weiss, dass dies in aller Regel auf Kosten des Unternehmens geht. Ob er will oder nicht, der Vorgesetzte bevorzugt die geliebte Untergebene. Zudem beobachten Mitarbeiter gut und sind sich des Verhältnisses, der Bevorzugungen und anderer Unzulänglichkeiten sehr wohl bewusst. Sie beginnen sich auch Rechte anzumassen – denn was sich der Chef an Unzulänglichkeiten erlaubt, erlauben sie sich auch. Also sorgen Sie dafür, dass es kein solches Liebesverhältnis gibt. Wenn Sie diese Kraft nicht aufbringen, dann müssten Sie vielleicht sogar das

Unternehmen verlassen. Was ebenfalls häufig geschieht, aber nicht gerade edel ist: Der Vorgesetzte entlässt die charmante Frau oder versetzt sie zu ihrem Nachteil.

Mein neuer Freund ist in der SVP, seine Ansichten sind aus meiner Sicht ziemlich radikal. Früher hätte ich gesagt: abstossend. Ich bin seit je sozial eingestellt und wähle links. Hat unsere Beziehung eine Chance? Martina F., Eglisau

Wenn Sie sich wirklich lieben, dann durchaus. Natürlich sind zu viele grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten, die auf ganz andern Menschenbildern beruhen, der Sache nicht gerade förderlich. Aber ein unlösbares Problem ist das nicht. Es sind allenfalls Schwierigkeiten, die man überwinden muss und kann. Bei Ihnen scheint mir schon vieles in Richtung Übereinstimmung zu gehen. Die Ansichten Ihres Freundes empfanden Sie früher «abstossend», heute aber finden Sie sie nur noch «ziemlich radikal». Übrigens: Mir ist eine langjährige Partnerschaft bekannt, wo der Mann zur Linken gehört, die Partnerin aber Mitglied der SVP ist. Und es geht gut, denn beide achten den Menschen – trotz verschiedener politischer Auffassung. Ich verfolge bei Ihnen mit Interesse die Annäherung der Standpunkte.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Ostschweizer Ventile

Die Ostschweizer VAT-Gruppe zählt zu den erfolgreichsten Aufsteigern der Schweizer Industrie der vergangenen Jahre. Im Frühling 2016 kam das auf Ventiltechnik und Steuerung spezialisierte Unternehmen an die Börse, gut trainiert durch die Private-Equity-Vorbesitzer Partners Group und Capvis. Seither hat sich der Kurs der im SPI enthaltenen Aktie gut verdreifacht; nach einem Dämpfer Anfang Jahr gab es in der zurückliegenden Woche ein Kursplus von rund 9 Prozent (siehe Grafik). Die Vakuumventile und Dienstleistungen der 1965 von Siegfried Schertler als Forschungsfirma gegründeten VAT kommen in der Produktion von Mobilgeräten, Bildschirmen, Fotovoltaik etc. zum Zug. Diese Geschäfte sind seit längerem im Aufschwung, 2017 wuchsen Aufträge und

Aktienkurs von VAT Holding

Vom 14. bis 20. Februar 2018, in Franken



Umsätze um fast einen Drittel. Die rund 2000 Beschäftigten erwirtschaften bei einem Jahresumsatz von über 0,5 Milliarden Franken ähnlich hohe Margen wie die Industrie-Champions Ems oder Geberit. *Beat Gygi*



Thiel

Kristallkugel

Von Andreas Thiel

Molina: Werde ich als Nationalrat den Beitritt der Schweiz zur EU noch erleben?

Wahrsagerin: In der Tat. Die Schweiz wird zwar nicht selber beitreten, aber der Europäische Gerichtshof wird den Beitritt per Gerichtsbeschluss herbeiführen.

Molina: Und wie sieht Europa dann allgemein aus?

Wahrsagerin: Die Verkehrslage hat sich beruhigt, seit die Scharia eingeführt worden ist und Frauen nicht mehr Auto fahren dürfen.

Molina: Na ja, das Resultat zählt. Wie sieht die Schweiz aus?

Wahrsagerin: Die Schweiz ist eine von Brüssel verwaltete Dreissigerzone mit einem eigenen Fernsehprogramm.

Molina: Wer ist dann Kommissionspräsident der EU?

Wahrsagerin: Doris Leuthard.

Molina: Und was macht Schawinski?

Wahrsagerin: Der ist Papst.

Molina: Schawinski geht nach Rom?

Wahrsagerin: Nein, er verlegt den Vatikan nach Oerlikon und benennt ihn um in «Radio Vatikan».

Molina: Und der Petersdom?

Wahrsagerin: Dort tagt der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte.

Molina: Das ist gut.

Wahrsagerin: Ja, aber er führt vor allem Hexenprozesse. Von ganz Europa werden Hexen und Hexer nach Rom gebracht.

Molina: Es gibt wieder Hexen und Hexer?

Wahrsagerin: So nennt man diejenigen, die aus der EU austreten wollen.

Molina: Und was macht Wladimir Putin?

Wahrsagerin: Dem gehört die EU. Er hat sie Berlusconi abgekauft.

Molina: Wie kam Berlusconi in den Besitz der EU?

Wahrsagerin: Gar nicht, aber er bot sie günstiger an als Merkel. Und Trump war die EU zu teuer.

Molina: Und wird das denn auch wirklich alles wahr werden?

Wahrsagerin: Wahr? Diese Kugel zeigt nicht die Wahrheit, sondern deine Wünsche.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Diamanten und Gerstensuppe

Luxus an der Zürcher Bahnhofstrasse; Schauspielhaus-Premiere im Schiffbau; wählerische Golfklubs. Von Hildegard Schwaninger

Eine Handtasche für 130 000 Franken? Die gibt es. Bei Gross Couture an der Zürcher Bahnhofstrasse, und Geschäftsinhaber **Roberto Quaglia** hat sogar schon eine verkauft. An eine Russin. Die dürfte damit im internationalen Konkurrenzkampf der Frauen um den Titel «Luxusweib» an der Spitze liegen. Die 130 000-Franken-Tasche ist von de Sede (berühmt für Ledermöbel), hat einen Verschluss aus 7-Karat-Diamanten, und der Reissverschluss ist aus Gold. Kreiert hat den Brillantverschluss der Juwelier **Bernhard Blum**, der sein Geschäft am Pelikanplatz und bei Gross Couture eine Verkaufsvitrine hat.

Die Zeichen der Zeit erkannt hat Roberto Quaglia, der Gross Couture nach dem Umbau als *High-class-Brand-Store* führt. Er verkauft nicht nur Haute Couture und Prêt-à-porter, in seinem Pop-up-Space steht sogar ein BMW-Mini (das bayerische Kultauto), den man kaufen kann.

Kürzlich gab es einen Cocktail für Zai, den Luxus-Skiausrüster (hat auch einen Pop-up-Space bei Gross Couture). Stichwort: «craftmanship meets couture». Zai, das sind die – laut Produzenten – «teuersten Skier der Welt», 2003 vom Tüftler und Ex-Skirennfahrer **Simon Jacomet** erfunden. Die handgemachten Skier aus der Schweiz erlebten eine Anfangseuphorie bei begeisterungsfähigen Investoren (Ex-Werber **Walter Bosch** und **Thomas Staubli** von Partners Group sind noch dabei), konnten aber nie richtig durchstarten. Wohl doch etwas teuer für echte Sportfreaks, die ja nicht zwin-

gend zu den Grossverdienern gehören. 3300 bis 10 000 Franken kostet das Paar Ski mit Bindung; verkauft werden pro Jahr zirka 800 Paar. Zai-CEO **Benedikt Germanier**, ein ehemaliger Wall-Street-Banker, trennte sich Ende 2017 von Jacomet, die Produktion wurde von Disentis nach Spreitenbach verlagert. Neu führte man eine Kollektion Skibekleidung (Cassacca Kollektion) ein. Beim Zai-Apéro an der Bahnhofstrasse präsentierte Benedikt Germanier höchstpersönlich den neuesten Skianzug (federleicht und 3900 Franken teuer). Dazu gab es, weil Zai eine Bündner Schöpfung ist, ein Catering aus Sumvitg von Amarenda (**Barbara** und **Sep Candinas**). Alles war schön und gut, aber zwischen Luxuskleidern und der 130 000-Franken-Tasche die Bündner Gerstensuppe zu löffeln, war etwas gewöhnungsbedürftig. Zai ist rätoromanisch und heisst «zäh»; Germanier hofft, dass er mit der nötigen Zähigkeit und dem Verkaufsraum bei Gross Couture einen Schritt weiterkommt.

Zur schönen Aussicht», die Komödie von **Zödön von Horváth**, inszeniert von Intendantin **Barbara Frey**: eine sehenswerte und restlos ausgebuchte (Warteschlange an der Kasse) Schauspielhaus-Premiere im Schiffbau, einer der schönsten Theater- und Event-Locations der Stadt. Swiss Re, langjähriger Partner des Schauspielhauses, hat die bitter-süss-amüsante Neuinszenierung unterstützt und eine schöne Premierenfeier gesponsert. Es



Fast verliebt

Der kleine Betrug

Von Claudia Schumacher

Untreue – was heisst das? Wenn man mit jemandem schläft, der nicht der eigene Partner ist? Ja, klar, sofern Sie keine offene Beziehung haben. Aber was ist, wenn er «nur» mit einer anderen tanzt, auf einer

Party, und dann fasst er sie an oder küsst sie? Und wie muss man das bewerten, wenn sie nach einem Streit einen männlichen Kollegen anruft, Wein mit ihm trinkt, sich anlehnt und sich bergen lässt? Manche Frauen finden ja, das Ansehen von Pornos sei Betrug. Und dann gibt es Männer, die werden schon eifersüchtig, wenn sie für einen Filmstar schwärmt. Darf man das Flirten im Alltag als Wachmacher nutzen? Und sollte es dem eigenen Herzen nicht erlaubt sein, mal ein wenig auszufattern? Ohne Körperkontakt ist das doch unschuldig. Oder?

Man könnte tagelang so weiterfragen. Wenn ein Thema so viele Fragen aufwirft, lässt sich davon ausgehen: Einfache Antworten gibt es nicht. Die Grauzone der Untreue hat übrigens seit neustem einen Namen: Micro-Cheating.

Der Ausdruck stammt von der australischen Psychologin Melanie Schilling. Sie erklärt:



Zeichen der Zeit: Unternehmer Quaglia.



Bittersüss-amüßant: Intendantin Frey.



Debüt als DJ: Kulturmanager Stuehn.

gab ein grosszügiges Büffet (warm und kalt) sowie spannende Diskussionen. Und natürlich hochkarätige Premierengäste: Walter und Daphne Kielholz, Anne Keller und Werner Dubach, Schriftsteller Adolf Muschg, Feuilletonist und Publizist Martin Meyer (Ex-NZZ), Landesmuseum-Direktor Andreas Spillmann, Christian Brändle, Direktor Museum für Gestaltung, die Kunsthistorikerinnen Bice Curiger und Jacqueline Burckhardt, Kunsthaus-Direktor Christoph Becker, der Rechtswissenschaftler Peter Forstmoser, Hubert Achermann, Präsident Lucerne Festival, alt Bundesrat Moritz Leuenberger und Gret Loewensberg, Kunstsammlerin Gitti Hug und Martin Bölsterli (Human Rights Watch), Schriftsteller Reto Hännly.

An der nächsten Schiffbau-Premierenfeier (3. März) gibt es ein musikalisches Highlight. Christoph Stuehn gibt – nach der Vorstellung von «Hello, Mister MacGuffin!» – sein Debüt als DJ! «Disco mit Chris», das klingt nach viel Spass. Stuehn ist umtriebiger Kulturmanager (Direktor von Memoriav), Freizeitviolinist (spielte schon im Festspielhaus Baden-Baden), am 2. Mai beginnt er im Kunsthaus Zürich, als Mitglied der Geschäftsleitung leitet er die Bereiche Verkauf und Services.

Die Zürcher Golfklubs sind vornehm und diskret. Selten dringen Interna an die Öffentlichkeit. Der Golfklub Dolder hat, wie berichtet, Roger Schawinski (weil er polarisiert) wie auch Jürg Marquard (weil er den Vorstand warten liess) die Mitgliedschaft verweigert. Auch der Golfklub Schönenberg nimmt nicht jeden. Dort waren sowohl Boris Becker als auch Thomas Borer als Mitglieder nicht erwünscht.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

«Micro-Cheating bezeichnet eine Reihe scheinbar harmloser Verhaltensweisen, die darauf schliessen lassen, dass eine Person sich emotional oder physisch zu jemandem ausserhalb der Beziehung hingezogen fühlt.»

Für diese Art von Mini-Betrug halten die sozialen Medien ganz neue Möglichkeiten bereit. Da scrollt man seinen Facebook-Account durch – und kommentiert die Profilbilder von ein paar «Hotties» aus dem Freundeskreis. Macht vielleicht noch ein Feuer-Emoji dazu. Oder man schreibt auf Whatsapp mit dem Ex. Laut Schilling ist es aber nicht einmal harmlos, mit engen Freunden des anderen Geschlechts Insider-Witze zu teilen, die der eigene Partner nicht versteht. Und da hört es irgendwie auf, nicht?

Was sind wir: Roboter? Wenn man den ganzen Tag seinen Humor kontrollieren muss und sich bei jedem Scherz überlegen soll, ob man zu viel Intimität herstellt – kann man dann über-

haupt noch witzig sein? Kann man noch spontan sein, wenn man sich selbst ständig unter Beobachtung stellt? Und wenn wir nicht mehr spontan sein können, wer ist dann noch charmant? Ich will nicht charme-frei durchs Leben gehen. Und meine bessere Hälfte soll das auch nicht müssen. Die Roboter erobern uns noch früh genug mit ihrer blitzblanken, künstlichen Intelligenz. Vielleicht können wir bis dahin noch ein bisschen Mensch sein.

Der beste Weg, die Untreue – und vor allem ihre noch hässlichere Schwester, die Eifersucht – im Zaum zu halten, ist immer noch der alte: reden. Wer gar nicht versucht, eigene Grenzen zu ziehen, braucht sich nicht zu wundern, wenn der andere drüberstapft. Natürlich sollte der Partner Gedanken lesen können! In Wahrheit kann er das nur leider genauso schlecht wie man selbst.



Unten durch

Milchschaumer

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du triffst bei den Briefkästen Frau Pörksen, deine Wohnungsnachbarin, die vor einem halben Jahr aus Hamburg in die Schweiz gezogen ist. Du fragst sie, ob sie sich hier schon eingelebt habe, und sie sagt ja, nur mit dem Schweizerdeutschen habe sie noch Mühe. Gestern zum Beispiel habe ein Kollege im Büro zu ihr gesagt, sie sei «es Tüpfli». Sie fragt dich, was er damit gemeint habe. Du sagst, das sei ein veralteter Ausdruck, der kaum noch benutzt werde, sie solle sich keine Sorgen machen. «Ein veralteter Ausdruck für was? Für Zicke?», fragt sie. «Um Gottes willen, nein», sagst du, «ein Tüpfli ist keine Zicke! Zicke würden wir Schweizer nie sagen!» – «Und was sagt ihr, wenn ihr Zicke meint?», fragt Frau Pörksen. «Dann sagen wir gar nichts», sagst du, «sondern wir denken es bloss. Aber wir denken nicht Zicke.» – «Und welches Wort?», fragt Frau Pörksen, «benutzt ihr beim Denken, wenn ihr etwas Ähnliches wie Zicke denken wollt?»

Du denkst: «Mein Gott, ist die schwierig! Die soll mich doch endlich in Ruhe meine Post holen lassen! Warum kommt die in die Schweiz und zettelt ein Gespräch mit mir an!? Wenn sie jemanden zum Reden braucht, soll sie sich doch im Hamburger Hafen nackt auf einen Container legen! «Wir Schweizer», sagst du, «benutzen beim Denken generell nicht dieselben Worte, die wir beim Sprechen benutzen. Beim Sprechen benutzen wir freundlichere Worte als beim Denken. Das machen übrigens auch die Japaner so.» – «Das hängt sicher mit den Skiliften zusammen», sagt Frau Pörksen, «die gibt es ja in Japan auch.» Du denkst: «Jetzt macht sich die freche Kuh auch noch über mich lustig!» – «Sie haben völlig recht», sagst du, «aber jetzt fällt mir gerade ein, dass ich vergessen habe, den Milchschaumer auszuschalten. Ich muss dringend nach oben!» – «Denken Sie jetzt, dass ich ein Tüpfli bin?», fragt Frau Pörksen.

Es ist unglaublich, wie schnell eine soziale Situation eskaliert, wenn Deutsche involviert sind. Es wird immer alles sofort so direkt! So grell! Und so laut! Du kommst dir vor wie ein Polizist, der an einem illegalen Rockkonzert für Ruhe sorgen muss! Du sagst ruhig und

»» Fortsetzung auf Seite 72

besonnen: «Ich denke überhaupt nicht, dass Sie ein Tüpfli sind, Frau Pörksen. Ganz und gar nicht.» «Du Tüpfli! Huere Tüpfli!», schreit eine Stimme in deinem Kopf. «Aber Sie schauen mich gerade genau so an», sagt Frau Pörksen, «wie mein Kollege gestern. Und sagen Sie jetzt nicht, dass er auch vergessen hat, den Milchschäumer auszuschalten.» Genau das wolltest du aber sagen! Mit dieser Antwort hättest du Frau Pörksen auf witzige Weise abwimmeln können. Jetzt bleibt dir nur noch die Konfrontation. «Das wollte ich auch nicht sagen», sagst du, «ich wollte Sie nur fragen, ob ich Sie zu einem Kaffee einladen darf.» Du würdest dir *gopfertammi* lieber einen Finger abbeissen als mit ihr einen Kaffee zu trinken, aber was sollst du denn sonst tun? Du kommst aus dieser völlig aus den Fugen geratenen Begegnung nur noch durch extreme Kommunikationsbereitschaft heraus.

Frau Pörksen freut sich total über deine Einladung. Sie sagt, in dem halben Jahr, seit sie in der Schweiz sei, hätten ihre Bürokollegen sie noch kein einziges Mal zu einem Feierabendbier eingeladen. Und hier im Haus seist du der Erste, mit dem sie ein längeres Gespräch führe. «Meine Mutter war Tessinerin», sagst du, um dich dafür zu entschuldigen, dass du so kommunikativ bist. Ihr setzt euch ins «Café Konditorei Lehner». Du bist wild entschlossen, beim Zahlen auf getrennte Rechnung zu beharren. Aber weil Frau Pörksen irgendeinen exotischen Tee bestellt hat, der viel teurer ist als dein Mineralwasser, musst du mit dem Handyrechner deinen prozentualen Anteil ausrechnen, was eine Weile dauert. Die Kellnerin sagt: «Simmer en chline Tüpfelchisser?» Auf dem Heimweg fragt dich Frau Pörksen: «Was heisst Tüpfelchisser? Ist das die männliche Form von Tüpfli?»



Wein

Grüne Fee

Von Peter Rüedi

Über Moden bin ich erhaben – vor solchen Snobismen kann sich der Weinkenner nicht genug hüten. Beim Sauvignon blanc, der nicht zuletzt aufgrund seiner leichten Erkennbarkeit in den letzten Jahren eine erstaunliche Karriere hingelegt hat, bin ich mir nicht so sicher, ob er mir nur deshalb auf die Nerven ging. Oder liegt meine Skepsis daran, dass die rechten Qualitäten selten auf Apéro-Theken gelangen? Sauvignon blanc von zu fetten Böden wird leicht penetrant. Und wird die Traube zu wenig reif geerntet, wird der Wein sauer, im Aroma zu grasig oder krautig (was im rechten Mass durchaus eine schöne grüne Qualität sein kann). Auch der Stich ins Aroma von Katzenpisse kann ein Handicap sein. Will sagen: Beim Sauvignon blanc müssen es, wenn schon, die Spitzenqualitäten sein. Die kommen aus Bordeaux (dort oft in Cuvées mit ihrem natürlichen Partner Sémillon). Auch an der Loire wachsen grosse Sauvignons blancs, die legendären Sancerres oder Pouilly-Fumés.

Die besten Sauvignons blancs aus der dritten Welt stammen aus Neuseeland. Aber vergessen wir nicht das Nächstliegende: die Süd-

steiermark im benachbarten Österreich. Hannes Sabathi, der in Gamlitz, unweit der slowenischen Grenze, sein Gut auf 25 Hektaren ausgebaut hat, ist, in seinem Charakter und seinen Produkten, ein sprühender Sauvignon-blanc-Botschafter, auch wenn er viele andere Weisse pflanzt, vom Grauburgunder über Muskateller bis Chardonnay. Seine Spezialität sind Sauvignons, die er teils nach Lagen getrennt vinifiziert. Unter seinen Händen verliert der Sauvignon jede Banalität. Seine Weine haben (erwartungsgemäss) eine unerhörte grüne Frische und aufregende Exotik, aber überraschend auch viel Substanz und Länge.

Beim «Ried Loren» 2015 lecken wir uns die Mineralien der Kalkmergelböden von den Lippen wie Salz. Sabathi galt in seinen Anfängen als junger Wilder der österreichischen Weinszene, was allerdings schon vor zehn Jahren nicht meinte, er lasse seinen Weinen nicht genug Zeit. Im Gegenteil. Er vertrat nie die wahnhafte Vorstellung, Weissweine müssten im Jahr nach ihrer Ernte weggeputzt werden. Der Sauvignon blanc, den er 2013 aus den besten Trauben der Lage Kranachberg kelterte, wurde während acht Monaten in einer georgischen Amphore auf der Maische vergoren, danach kam er für eineinhalb Jahre in die Barrique. Dann wurde er unfiltriert und ohne Schwefel abgefüllt: ein bernsteinfarbenes Monument sui generis, gruffig-fruchtig und doch frisch, bei dem auch Kenner auf alles kommen würden, nur nicht auf Sauvignon blanc. (Bis dieser eigenwillige Winzer einen Schweizer Importeur findet, mögen sich die ganz Ungeduldigen an Sabathis Online-Shop halten.)

Hannes Sabathi Sauvignon blanc Ried Loren 2015. 13,5%. Hannes Sabathi, A-8462 Gamlitz. Fr. 24.50. www.hannessabathi.at

Sauvignon blanc Amphora 2013. 14%. Fr. 25.50



Salz & Pfeffer

Welsches Flaggschiff

Von Andreas Honegger

Rudi Bindella hat Restaurants in diversen Qualitätsstufen. Gut geführt sind sie alle, und das Preis-Leistungs-Verhältnis ist in jeder Kategorie in Ordnung. Dazu trägt die Tatsache bei, dass Bindella auch Weinproduzent und Weinhändler ist. Bei der Fül-

le von Betrieben, die von der Spaghetti- oder Pizzabeiz bis zu eleganten Lokalen wie dem «Conti», dem «Bianchi» oder dem «Terrasse» in Zürich reicht, werden überall Akzente gesetzt. Die Flaggschiffe aber tragen den Namen des Patrons: das «Bindella» in Zürich und das «Bindella» in Freiburg. Letzteres ist ein wunderschön gestaltetes Lokal mit einem optimalen Raumgefühl eines eleganten Altstadthauses an der zentralen Rue de Lausanne. Hier stimmt nicht nur das Ambiente, sondern auch die Küche – und sogar die Gäste sind meist elegant und vor allem jung, was angesichts des hohen Qualitäts- und damit Preisniveaus eher erstaunt.

Verantwortlich für dieses kleine Wunder in der alten Zähringerstadt an der Saane-Schlaufe ist Carlo Pagliaro, der Küchenchef aus Neapel, der seit langen Jahren hier mit einem eingespielten Team am Herd steht. Seine Küche ist ebenso traditionell wie einfallreich, und wir haben es fast nicht bis zu den Hauptgängen ge-

schafft, so gut sind die Antipasti und vor allem die Pasta. Ein Salat aus frisch gehobelten Artischocken war ein wunderbarer Einstieg, und ob der Spaghetti mit frischen Tomaten und Majoran, des Risotto mit einem Tatar vom Branzino oder der Breitbandnudeln mit Hummer und Tomaten gerät man ins Schwärmen. Die Teigwaren sind hier recht al dente. Wir mögen das, wer sie aber lieber weicher gekocht will, sollte das bei der Bestellung anmerken. Ein Kalbsfilet mit schwarzer Trüffel auf Kartoffelstock krönte unser Menü, aber es setzte leider auch unserer Kapazität eine klare Grenze. Den Verteilern von Sternen und Punkten ist die Rue de Lausanne keinen Umweg wert; für uns lohnte sich eindeutig die Reise nach Freiburg – nach Neapel wäre es sehr viel weiter.

Ristorante Bindella, rue de Lausanne 38/40, Freiburg. Tel. 026 322 49 05. Täglich geöffnet



Auto

Liebe auf den zweiten Blick

Der BMW 6er Gran Turismo ist eine seltsame Mischung. Aber gibt man ihm eine Chance, packt er sie. *Von David Schnapp*

Mit manchen Autos verhält es sich wie mit den Schulkameraden, die im Turnunterricht meistens als Letzte in die Mannschaft gewählt wurden. Sie entsprachen nicht dem gewünschten Profil, fügten sich nicht in den beliebten Durchschnitt. So ein Auto ist der BMW 6er Gran Turismo, den man auf den ersten Blick vielleicht nicht wählen würde. Aber wie die Mitschüler später vielleicht eine grosse Karriere gemacht haben, ist der GT einer, der einen sehr angenehm überraschen kann, wenn man ihm eine Chance gibt.

Erstaunlich handlich

Als BMW 2009 den GT, damals noch als 5er, lancierte, schrieb *Spiegel* online von einer «schweren Prüfung für die Kundschaft» und fragte sich, wer das Gefährt eigentlich kaufen solle. Journalisten sind nicht zwingend gute Prognostiker. Die seltsame Neuheit, eine Mischung aus Limousine, Coupé und SUV, wurde rund 150 000-mal bestellt.

Deshalb gibt es jetzt den neuen GT, der nun in der 6er-Reihe angesiedelt ist, aber auf der Plattform des 5ers aufgebaut wird und dabei den Radstand des 7ers erhalten hat. Das macht ihn zu einem höchst komfortablen Reisegefahrts mit einem grosszügigen Platzangebot: Hinten sitzt man ausgezeichnet, und ganz hinten hat es überraschend viel Platz für Gepäck. Der Sechszylinder-Turbodiesel in meinem Testwagen verbrauchte über rund 2000 Kilometer nicht mehr als 7,6 Liter pro 100 km – vernünftig ist der grosse Wagen auch noch.

Ich gebe zu: Meine Zuneigung zum Gran Turismo wuchs erst mit der Zeit, Liebe auf den ersten Blick war es nicht. Aber nach den ersten zwei Dutzend Kilometern war klar, dass man als Fahrer leicht erhöht und angenehm sitzt, dass das über fünf Meter lange Auto trotz seiner Grösse ausgezeichnet fährt: Luftfederung, Hinterachslenkung, Wankstabilisierung, adaptive Dämpfung – die Ingenieure nutzen alle technischen Möglichkeiten, um

das Auto viel handlicher wirken zu lassen, als es zu sein scheint.

Dazu kommt so ziemlich alles, was BMW zurzeit an Komfort- und Sicherheitssystemen zu bieten hat: Abstandsradar, Spurhalteassistenten, ferngesteuertes Parken, Beduftungsanlage, brillantes Bowers-&-Wilkins-Soundsystem bis zu Massage-Ledersitzen – vieles davon natürlich aufpreispflichtig. So wirkt der 6er GT luxuriös und bequem wie ein grosser 7ner, hat eine sehr eigenständige Linienführung, die technischen Möglichkeiten aus der 5er-Reihe und schliesslich die Übersicht und Grosszügigkeit eines SUV.

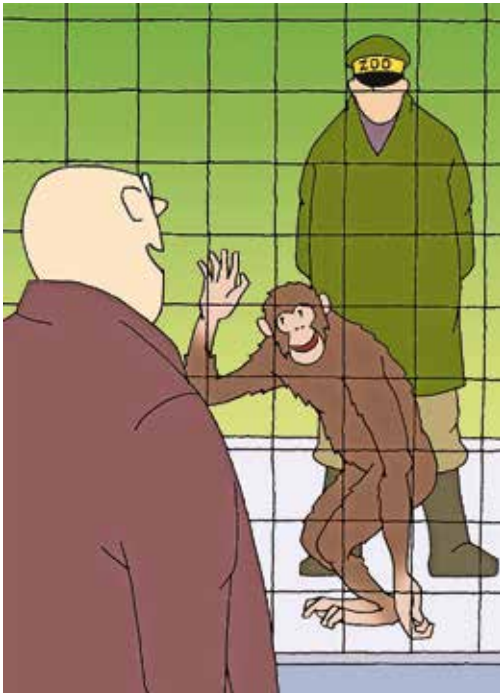
Es könnte der Verdacht aufkommen, dass BMW damit zu viel unter die elegante Dachlinie packen wollte. Die Wahrheit ist: Irgendwie haben sie es geschafft. Und dabei erst noch bewiesen, dass aus dem unbeliebten Klassenkameraden im Turnunterricht später einmal etwas Grosses werden kann.

BMW 630d xDrive Gran Turismo

Leistung: 265 PS/195 kW; Hubraum: 2993 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 240 km/h; Preis: Fr. 86 100.–
Testauto: Fr. 127 680.–

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man beim Zoobesuch auf einen Gratis-eintritt pochen oder sich gar eine Willkommensbanane erhoffen, da es sich bei der Begehung des Primatengeheges immerhin um einen Verwandtenbesuch handelt? Ich rede von Eintrittsgebühr, nicht von Bleiberecht.

Markus Spycher, Bern

Dass Affen natürlicherweise Bananen essen, ist ein Irrtum. Natürlich fressen sie eine, wenn sie ihnen angeboten wird; auch wir machen ja selten vor Süssigkeiten halt. Bananen enthalten aber so viel Zucker, dass beispielsweise Gorillas krank werden, wenn sie zu viel Bananen essen. Ihre Grundnahrung sind Blätter, Gräser, Gemüse und Wurzeln – Früchte nur ganz selten. Wir überlegen gerne, ob wir Ihnen eine Wurzel beim Eintritt in das Menschenaffenhaus offerieren können. Deren Beschaffung ist allerdings teuer; ein erhöhter Eintrittspreis wäre deshalb zu prüfen.

Alex Rübel, Direktor Zoo Zürich

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Ein nächster Schritt wird der Zugriff auf das Grundeigentum der Bauern sein.» *Peter Brunner*

Weg in die Abhängigkeit

Nr. 7 – «Der neue Bauernkrieg»; Beat Gygi zur Agrarpolitik

Auslöser des Unheils war die linkslastige Installation der «Agrarpolitik 2014–2017». Diese führt in der Bauernschaft zu Planungsunsicherheit und zu enormen Kosten. Jetzt sind alle Parteien, Verbände, Bundesämter, Bürokraten usw. daran, die schweizerische Landwirtschaft gemäss ihrer Ideologie auszugestalten. Doch Ansprüche wie Effizienz, Strukturerhalt, Innovation, Raumplanung, Tierwohl, Umweltschutz, Bodenrecht, Strukturwandel, Unternehmertum usw. vertragen sich schlecht. Zunehmend werden die Bauern zu Staatsangestellten, und ihre Abhängigkeit von der Infusion des Bundes vergrössert sich. Ein nächster Schritt wird der Zugriff auf das Grundeigentum der Bauern sein. Kläglich vermisse ich die bürgerliche Seite, die dem sich anbahnenden Unheil den Riegel schiebt und eine klare Strategie entwickelt.

Peter Brunner, Rain

Filz und Unfähigkeit

Nr. 7 – «Probleme und Skandale»; Christoph Mörgeli über die Krise im Uvek

Es sind gerade unsere Vorzeigebundesbetriebe und deren Chefinnen – beim Eidgenössischen Department für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) angesiedelt –, die deutlich zum Ausdruck bringen, dass Filz und Unfähigkeit immer noch grassieren. Es ist Zeit, dass die beiden betroffenen Damen mit Millionensalären ohne Rentenansprüche zurücktreten und für den Schaden geradestehen. Die politische Lehre daraus ist: Eine gesetzliche Frauenquote ist und bleibt Unsinn. Ohne eine solche werden immer die besten und fähigsten Führungsfrauen mit Anstand, Charakter und Leistung den Weg an die Spitze finden, sich also letztlich durchsetzen. Es gibt sie noch, diese wertorientierten und filzfreien Führungsfrauen.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Kommerzielle Interessen

Nr. 6 – ««No Billag»? Klar»; Editorial von Roger Köppel

Ich werde zur «No Billag»-Initiative nein sagen. Nicht weil ich mit dem gegenwärtig von der SRG angebotenen Service public zufrieden bin, sondern weil das, was bei einer Annahme der Initiative folgen wird, aus meiner Sicht noch schlechter ist. Es würde ein rein nach kommerziellen Interessen ausgerichtetes

Medienangebot entstehen, bei dem die Einschaltquoten alles diktieren würden. Nach der voraussichtlichen Ablehnung der Initiative wird die SRG in ihrer üblichen arroganten Art die bisherige linkslastige Missachtung des Programmauftrages weiterführen.

Markus Wäfler, Steinmaur

Auf innere Werte reduziert

Nr. 6 – «Die neue Prüderie»; *Weltwoche*-Autoren über die Folgen der Sexismus-Debatte

Ich bin kein «gutes Mädchen» und ziehe mich auch nicht anständig an – nach all dem Gefasel über politische Korrektheit erst recht nicht! Trotzdem habe ich auch ein Hirn, schmeisse meinen eigenen Laden und verdiene mein eigenes Geld. Oder gehen die zwei Sachen nicht zusammen? Müssen wir uns wirklich von ein paar sauren Feministinnen bevormunden lassen, obwohl das schon unser weibliches Umfeld bis zum Überdross und schon seit Jahrtausenden tut? Wo ist der Puls der Erotik geblieben? Ich habe es satt, nur auf meine inneren Werte reduziert zu werden, und lechze danach, dass endlich wieder mal einer mein Décolleté bewundert!

Beatrix Kruger, Zumikon

Super, wie provokativ sich die *Weltwoche* mit dem Poster «Pin-up-Girl zum Herausnehmen» gegen die #MeToo-Hysterie stellt.

Inga Maria Inderst, La Punt Chamues-ch

Marilyn Monroe war zweifelsohne eine ungewöhnlich schöne, attraktive blonde Frau. Sie hat sich jedoch mit 36 Jahren umgebracht. Sie war in ihrem kurzen Leben mehrere Male verheiratet und mit verschiedenen mehr oder weniger berühmten Männern auch unehelich liiert. Sie war depressiv, alkoholkrank und drogenabhängig. Was fehlte wohl dieser umwerfend gutaussehenden Frau zum wahren Lebensglück, und was trieb sie zur Verzweiflung? Gerne möchte ich die *Weltwoche* auffordern, sich diesen wichtigen Fragen zu stellen und Antworten darauf zu suchen.

Barbara C. Biedermann, Bäretswil

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1	2	3	4		5	6		7	8		9		10
	11								12			13		
14						15								
16									17					
18									19					
			20		21		22					23	24	25
		26		27						28				
29	30		31				32		33			34		
35				36			37			38				
	39								40					41
42									43					
	44						45							

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Wirklichkeitsfremde Überspanntheit.
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Mal mit, hier ohne n am Ende: alte Hafenstadt im Nordbezirk Israels. 5 So ist es ganz dem Gesetz gemäss. 11 Jener Schimon war Staatspräsident und Friedensnobelpreisträger. 12 Der Spion kam bei Le Carré von dort. 14 Oft verzier-tes Ende an einem Gegenstand. 15 Insel in Mexiko: Schildvulkan und UNESCO-Welterbe. 16 Bei Ausfall der zentralen Ver-sorgung von Aggregat erzeugt. 17 Wande-rers Weg, so dann eher bucklig. 18 Im Wes-ten nichts Neues, doch für Portugiesen etwas anderes. 19 Eine Geschichte wohl, doch seltsam bis unglaublich. 20 Er ruft etwas hervor, doch gar nicht zu unse-rem Wohl. 23 Resultat beim Häuslebauen im hohen Norden. 27 In Frankreich das Oberhaus des Parlaments. 28 Blutig soll das Steak sein, wenn denn schon in US-Qualität. 29 Eine Eins, die man sich erst basteln muss. 32 Kürze die lange, damit sie nicht verdächtig wirke (Seneca). 34 Ene macht daraus eine weise griechische Göt-tin. 35 Wo Autonarren auch gerne Zeit verbringen. 37 Nebenhimmelsrichtung, nur welche? 39 Da ist dann bei Franzosen Schweigen angesagt. 40 Wie man es auch dreht, es unterscheidet sich. 42 Für man-che ist es eine Interpretation. 43 Nicht ein Einziger, das mag zu denken geben. 44 Jener Kapitän in Jules Vernes Roman weit unter dem Meer. 45 Ein Tun, das Wärme erzeugt oder dann Verletzungen.

Senkrecht — 1 Da steht einem der Atem still. 2 John, romantischer Zeitgenosse Lord Byrons. 3 Die hart gewordene Schicht schmeckt manchem gerade deswegen. 4 Es steht irgendwo zwischen nie und dauernd. 6 Anders herum gesehen handelt es sich wirklich um Mode. 7 Schweizer wissen: Wo ein Verein ist auch ein Schriftführer. 8 Ist sie beim Chef gerade gut, braucht alles weni-ger Mut. 9 Den Schweizern ebenso bekann-te Fliegerabwehr. 10 Kanton Aargau: dienst-ältestes Kernkraftwerk der Welt. 13 Römi-sche Sagenwelt: Nymphe, die wie die Quelle heisst. 14 Adjektiv, das an ein Klappergestell denken lässt. 15 Was Stürme und wütende Menschen so machen. 19 Den Wetterdienst kennen Schweizer wie Franzosen. 21 Ein Herrscher, wie auch jener Edelstein es war. 22 Krestier, das etwa als Scampi auf dem Tel-ler landet. 24 Was Kühe gerne machen. 25 So International wird die grossformatige Kul-turzeitschrift zum Lesevergnügen. 26 Lieb-lingsskirsche der Romands. 28 Vielleicht ein Rhetoriker oder auch nur ein Plappermaul. 30 Riecht es fischig, sind bestimmt sie der Grund dafür. 31 Der Rohwurst hat man das Ende abgeschnitten. 33 Francis, jener engli-sche Freibeuter, Entdecker und Weltumseg-ler. 36 Folglich, demnach stehen als Syno-nyme. 38 Zeus' nordische Entsprechung. 41 Es besteht aus ebensolchen Mineralen.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 555

D	O	M	E	N	I	C	A			C	A	M	P	S	
A	O		I		A	N	E	M	O	N	E			I	
S	P	A	G	H	E	T	T	I		L	U	N	G	E	
S	O	L	E	I		E	I	N	G	E	B	U	N	G	
	S	A	I	L	E	R		S			I		A		
	A	E					I	N	T	A	R	S	I	E	N
M	U	E	R	R	E	N		E	N	A				D	
A	N	L		A		G	E	L	O	E	B	N	I	S	
R	E	S	U	M	E			L	A	U	R	I	N		
K	A	B	S	C	H	E	U		M	A	G	G	I		
U	R	S	A	C	H	E		N		E	I	R	E		
S		S	C	H	O	N		G	E	N	D	A	R	M	

Waagrecht — 1 DOMENICA (weibl. Vorname, it. für Sonntag) 6 CAMPS 10 ANEMONE 12 SPA-GHETTI 15 LUNGE 17 SOLEI 18 EINGEBUNG 19 SAILER (engl. f. Segelschiff) 20 INTARSIEN 23 MUERREN 26 ENA (ane, franz. f. Esel) 27 ANL (-age, Synonym f. Naturell; franz. age f. Alter) 28 GELOEBNIS 31 RESUME (dt.: Restü-mee) 34 LAURIN 35 ABSCHEU 37 MAGGI 38 URSACHE 39 EIRE 40 SCHON 41 GEN-DARM

Senkrecht — 1 DASS 2 MOALA 3 NIHIL (lat. f. nichts) 4 CATERING 5 ANTI 6 COLE 7 ANUBIS 8 MENU 9 SIEG 11 EINSTELLUNG (Einstel-lung; steht in schweizerischer Rechtssprache) 13 POSAUNE 14 GEIER 16 GNAEDINGER 21 ANOA 22 RAEUMEN 23 MARKUS 24 ELSASS 25 RAMSCH 29 BRAID (engl. f. Haarflechte) 30 NIGRA 32 UBAC (Cuba) 33 ECHO 36 HEN (-nen)

Lösungswort — **PESSIMISMUS**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

HUBLOT



BEXER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com

hublot.com • f • t • i

Classic Fusion Aerofusion Moonphase.
Gehäuse aus der einzigartigen Rotgold-
Legierung King Gold. Zifferblatt aus Saphir
ermöglicht Einblicke in das Uhrwerk und zeigt
Mondphasen, Kalender, Tag und Monat an.